2540

Graf Nikolai Rehbinder.

Ein baltisches Dichterbild

von

Victor von Andrejanoff.

TARTU ÜLIKOOL · UNIVERSITAS TARTUENSIS · 1632

Graf Nikolai Rehbinder.

Ein baltisches Dichterbild

von

Victor von Andrejanoff.

Riga.
In Kommission bei Alexander Stieda.
1896.

Дозволено цензурою. — Рига, 25-го Ноября 1895.

Est. A
Tartu Riikl... Raamatukogu
19220

Buchdruckerei A. v. Grothuß, Riga, Wallstr. 5.

An Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß.

Verklärend durch ſolch reiches Lieben
Dein meerumbrauſtes Heimathland,
Haſt Du Dein köſtlich Werk geſchrieben,
Dein „Dichterbuch“ vom Baltenſtrand.

Wie Thauwind und wie Lenzesahnen
Hat mich ſein warmer Hauch berührt,
Im Herzen tönte laut ein Mahnen:
„Dem Geiſte folge, der Dich führt!“

Nimm denn, was Deinem Werk ich danke,
In and'rer Form aus meiner Hand!
Bleibt manchmal fremd Dir mein Gedanke,
Dein Herz, Dein Herz mich wohl verſtand.

V. v. A.

Es sind nur einige Monate her, seit des Frhrn. von Grotthuß „Baltisches Dichterbuch“ in zweiter Auflage erschienen ist. Ein merkwürdiger Fall, ohne Zweifel! Wer die Abneigung unseres baltischen Publikums gegen Verse überhaupt und gegen die poetischen Bestrebungen von Landsleuten im Besondern kennt, der fragt sich verwundert, was in aller Welt dieser Anthologie bei uns einen solchen Erfolg verschaffen konnte? Nun, das Grotthuß'sche Sammelwerk ist eine vorzügliche Arbeit, eine jener nur selten aus dem Wust moderner Anthologien auftauchenden, wahrhaft vornehmen und in jedem Betracht erfreulichen Erscheinungen, welche es dem Kunstfreunde bequem genug macht, das Beste und Charakteristische aus allen Werken begabter Dichter-Landsleute stets zur Hand zu haben, statt die Schriften derselben einzeln kaufen zu müssen. Für Verse hat

man bei uns nur selten Geld übrig und betrachtet die Kunstausübung des Dichters als etwas mehr oder weniger Fragwürdiges, als ein Privatvergnügen oder einen Nebenberuf. Ein Dichter, der nichts Anderes als eben nur Dichter sein will und vielleicht die Mittel dazu hat, diese „Marotte“ durchzuführen, berührt die Meisten, schon durch sein bloßes Dasein in ihrer Mitte, peinlich — die Gemüther fühlen sich in gewissem Sinne beängstigt, denn der Dichter ist stets ein Revolutionär, mögen seine politischen Ansichten auch noch so konservativ sein. Er ist ein Revolutionär gegen althergebrachte moralische Vorurtheile — Kunst und Moral haben ja bekanntlich nichts mit einander zu schaffen, — ein Revolutionär gegen den stets vorherrschenden schlechten Geschmack, ein Revolutionär endlich gegen die landläufige Ansicht, jeder Mensch sei nur um der Gesammtheit willen da. Was wäre ein Dichter ohne Individualität, was ein Heros ohne höchstes Ich-Bewußtsein? Goethe, der konservative Staatsmann, der fast ideale Staatsbürger, hat einmal das denkwürdige Wort aus-

gesprochen: „Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu gebrauchen". Ist das nicht revolutionär gedacht und geredet? Ein Goethe freilich konnte sich so etwas erlauben. Wenn aber ein Friedrich Nietzsche heute schreibt: „Ein Volk ist nur der Umweg, welchen die Natur nimmt, um zu einigen großen Männern zu gelangen" — so zucken unsere selbstbewußten kleineren Männer spöttisch die Achseln. Alles Revolutionäre haßt der „Bildungsphilister", alles Große, Eigene, Ganze ist ihm ein Greuel, folglich — — doch wir wollen zu unseren ersten Ausführungen zurückkehren. In den Jahrhunderte langen schweren Kämpfen gegen innere und äußere Feinde ist der Charakter unserer Landsleute gestählt und gleichsam in sich selbst zurückgedämmt worden, sie haben eine gewisse Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit errungen, sich nach Außen hin hart gepanzert — und erkennen im Innern nur das als etwas Werthvolles und Erstrebens-

werthes an, was zum Leben, zum öffentlichen Wirken und Schaffen, zum Erwerben tüchtig macht. Damit soll durchaus kein Vorwurf ausgesprochen, sondern nur eine historisch gegebene Thatsache konstatirt werden. Wir würden auch sehr irren, wollten wir unseren Landsleuten jedes Verständniß, jedes Gefühl für Kunst und Dichtung absprechen. Wo ihnen, wie eben in dem „Baltischen Dichterbuche“, die Quintessenz heimischer Poesie handlich dargereicht wird, ohne daß sie sich um die Dichter selbst sonderlich zu kümmern, sie zu fördern und ihre Schriften zu kaufen brauchen, da brechen Kunstverständniß und Kunstgefühl ebenso unerwartet wie kräftig hervor. Leider würden nur die armen, in der Anthologie vereinigten Poeten, wenn sie noch anders als durch ihre sorgfältig ausgewählten Gedichte zu Worte kommen könnten, kläglich genug ausrufen: „Hol' der Teufel diese verspätete Ehrung! Wir wollten Anerkennung oder wenigstens ein Fünkchen Liebe bei Lebzeiten — jetzt brauchen wir weder die eine, noch die andere mehr!“

Ich, der sich seit Jahren mit ausländischer sowohl als auch einheimischer Litteratur beschäftigt, frage allen Ernstes: wie Viele unter uns kannten vor Erscheinen des Sammelwerks die Namen Kasimir Ulrich Böhlendorff, Roman Freiherr von Budberg und Karl Freiherr von Fircks? Auch Helene von Engelhardt, deren hohe poetische Begabung über allem Zweifel steht, ist in ihrer engeren Heimath schon halb vergessen. Wie sollten da nicht andere, weniger begabte, aber dennoch gottbegnadete Sänger schon lange ganz in Vergessenheit gerathen sein? z. B. ein Rehbinder, trotzdem derselbe vor neunzehn oder zwanzig Jahren noch in unserer Mitte weilte. Der unglückliche Lenz, dessen Werke, wenn wir aufrichtig sein wollen, heute nur noch ein Fachmann zu lesen vermag, und dessen größte Bedeutung auf seiner kurzen Goethe-Freundschaft beruht, findet noch immer seine Forscher und Herausgeber — aber der unglückliche Rehbinder, uns der Zeit, welcher er angehörte, wie der Form und dem Inhalt seiner Werke nach viel

näher ſtehend, iſt geſtorben — verdorben — d. h. als Menſch und als Dichter verſchollen. Die vorliegende kleine Schrift wagt den Verſuch, ſein Andenken bei uns wieder aufzufriſchen. Ob ihr das gelingen wird? Ich weiß es nicht. Ob man mir für dieſen Verſuch Dank wiſſen wird? Was liegt daran! Mein Innerſtes trieb mich dazu, dem geſchiedenen Kameraden dieſen Lorbeerkranz auf's vergeſſene Dichtergrab in dem alten Dorpat zu legen; mein tiefes Mitleid mit dem edlen Sänger, der, viel verkannt und geſchmäht, doch unentwegt nach den höchſten Menſchheitsidealen emporgeſchaut, deſſen Leyer oft unrein und verſtimmt, oft aber auch wahr, ſchön und erhaben geklungen, zwang mir die Feder zu dieſer Studie in die Hand.

Es iſt mir nicht leicht geworden, die betreffenden aus dem Buchhandel faſt vollſtändig verſchwundenen Werke Rehbinders zu Studienzwecken zu erlangen, leider mußte ich auf zwei derſelben vollſtändig verzichten. Das romantiſche Drama „Der Liebestrank“ (1848) und das Luſtſpiel „Die Gräfin von Rochepierre“ (1855)

habe ich, trotz aller drauf verwandten Mühe, nicht auftreiben können. Um so wärmeren Dank muß ich jenen vier mir zum Theil fast unbekannten Personen, unter ihnen auch einer edlen Frau zollen, die mir bei der Herbeischaffung des Materials behilflich gewesen!

Der Lyriker.

Nikolai Graf Rehbinder wurde am 6./18. December 1823 auf dem väterlichen Gute Sack in Ehstland geboren. Nach Absolvirung der Ritter- und Domschule zu Reval trat er als Fähnrich in den Flottendienst und befuhr, zum Theil im Gefolge des Großfürsten Konstantin, die Nord- und Ostsee. Nachdem er seinen Abschied genommen und geheirathet hatte, trat er in den Civildienst, wurde Zolldirektor in Hapsal, dann nach Libau versetzt, wo er sich als Theaterkritiker und später als Redakteur der „Libauschen Zeitung“ litterarisch bethätigte. Nachdem er dann einige Zeit in

dem Städtchen Polangen an der kurländisch-preußischen Grenze hatte verbringen müssen, kehrte er 1865 nach Hapsal zurück; dort widmete er sich gemeinnützigen Interessen und erhielt in der Folge eine Stelle beim Kontrolhofe in Reval. In den siebziger Jahren erkrankte der viel Umgetriebene an einem ernsten Nervenleiden, so daß er sich nach Bonn in eine Heilanstalt begeben mußte; aber schon nach Jahresfrist kehrte er, ohne Genesung gefunden zu haben, in die Heimath zurück und unterwarf sich in Dorpat einer Operation auf Leben und Tod; sie gelang, aber seine Kraft war gebrochen. Er starb am 31. August (12. September) 1876 daselbst. Treu seinen Ueberzeugungen und ein unermüdlicher Kämpfer für Wahrheit und Recht, hat Rehbinder viel zu leiden gehabt.

* * *

Das ist Alles, was der Verfasser dieser Studie über Rehbinder's Leben zu sagen weiß — und dasselbe verdankt er dem vor-

züglichen „Baltiſchen Dichterbuch“ des Freiherrn von Grotthuß und dem trefflichen Dichterlexikon von Franz Brümmer (Leipzig, Reclam). Ich bitte meine Leſer, ſich mit dieſem Wenigen zufrieden zu geben! Weder lag es in meiner Abſicht, eine Biographie zu ſchreiben, noch bin ich von Natur dazu veranlagt, Umfrage nach biographiſchen Daten anzuſtellen oder in Familienpapieren und Archiven zu forſchen. Das überlaſſe ich gern den dazu Berufenen. Meine ganze Aufmerkſamkeit richtet ſich einzig und allein auf den Dichter Rehbinder, wobei freilich häufig genug helle Streiflichter auch auf den Menſchen und ſeine Lebensſchickſale fallen müſſen. Verſuchen wir nun in ſeinen Werken dem Menſchen Rehbinder nachzugehen, ſo finden wir eine durch und durch ideal, aber auch unheimlich ſelbſtquäleriſch veranlagte, von den edelſten Impulſen geleitete und darum in der ſie umgebenden, wenig ideal geſinnten Geſellſchaft ſtets leidende Natur. Beſonders ſchwere Prüfungen, wie Verkanntwerden von den nächſten Angehörigen, Mißachtung

ſeitens des heimathlichen Publikums, unglückliche Liebe und mannigfache andere Schickſalsſchläge ſcheinen dem Menſchen Rehbinder in jungen wie auch in reiferen Jahren nicht erſpart geblieben zu ſein. Neben dieſen Grundzügen ſeines Weſens treten nervöſe Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit noch beſonders hervor. Wenn ein alſo beanlagter Menſch ſchon an und für ſich mit allen möglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um durch's Leben zu kommen und ſeine Beſtimmung zu erfüllen — wie muß es erſt einem Künſtlermenſchen dieſer Art ergehen, bei unſerem Publikum ergehen, welches, wie auch Grotthuß auf Seite 353 ſeiner Anthologie richtig bemerkt, ſeit jeher wenig von ſeinen Dichtern gehalten hat. Rehbinder nun ſcheint gleich am Anfange ſeiner Dichterlaufbahn von ſeinen nächſten Angehörigen ſowohl, als auch von ferner Stehenden um ſeiner poetiſchen Neigungen willen ſcheel angeſehen, mißachtet, entmuthigt, mit einem Worte moraliſch mißhandelt worden zu ſein, was, bei ſeinem eindrucksfähigen Gemüth und ſeinem angeborenen Mißtrauen, für immer

verdüsternd auf sein Leben und Dichten einwirken mußte. Seine Verzweiflung an Welt und Menschen, wie ein schwarzer Faden durch sämmtliche Gedichtsammlungen ziehend, erinnert an den Weltschmerz des englischen Dichterlords und findet hin und wieder einen machtvoll ergreifenden Ausdruck; die Verzweiflung an seinem Können, an seinem Dichterberufe aber steigert diesen Schmerz endlich bis zum Tragischen. So kommt es, daß seine letzten Gedichte zugleich seine besten sind. Auch die Vorliebe für exotische, grausige Stoffe theilt er mit dem großen Engländer, wie die erzählenden Gedichte: „Des Arabers Tod", „Der letzte Mann", „Volina", „Das Seegespenst", „Die Wassernixe" und „Seemanns Ende" beweisen. An Leidenschaftlichkeit und Innigkeit des Empfindens steht Rehbinder Byron kaum nach, wohl aber an Genie. Die völlige Einheit zwischen Idee und Form, dieses Kennzeichen jedes großen Talentes, finden wir in Rehbinder's ersten Dichtungen nur selten, in seinen späteren auch nicht allzu häufig. Das bezeugen auf den ersten Blick jene

bekannten „Flickworte“, jene unbeabsichtigten „Trivialitäten“ im Ausdruck, an welchen man sonst den Dilettanten zu erkennen pflegt. Wenn es — um nur einige wenige Beispiele anzuführen — in dem Gedicht „Allein!“ heißt:

Wenn ich erwach' in schwarzer Nacht,
Wenn ruht des Tages Saus und Pracht,
Im Schlummer lieget Jung und Alt,
Der Mond da draußen scheint so kalt,
Dann engt es mir das Herz so ein:
Du bist allein — allein — allein!

so bemerken wir zunächst, daß „Saus und Pracht“ zwei durchaus nicht zusammengehörende Begriffe, auch keine kontrastirenden, sind und darum kein rechtes Bild vom Tage zu geben vermögen; auch kann wohl der Saus (d. h. der Lärm), die Pracht aber keineswegs „ruhen“. Die durch ein „e“ erweiterten Personalformen des

Zeitwortes, wie sie sich bei Rehbinder leider allzu häufig finden, klingen uns ungeschickt und plump in's Ohr, das Flickwort „so" aber zerstört erst recht den künstlerischen Effekt.

Oder in „Frage und Antwort":

Einst hatt' ich viele Lieben,
Doch all' verließen mich!
Ich bin allein geblieben,
Das Wort klingt fürchterlich!

Wie trivial dieses „fürchterlich", wie trivial der ganze Uebergang zur Reflexion, nach dem vorhergehenden Schmerzensrufe! Ferner in „Der Grenadier der alten Garde an seinen Sohn":

Mein letztes Brod mein Sohn, ich biet's Dir an —

oder später:

Denkst Du daran, wie sich das Blatt gewendet —

Man begreift ſofort, daß Ausdrücke wie „anbieten“ und „das Blatt hat ſich gewendet“ in einer nicht humoriſtiſchen Dichtung einfach unmöglich ſind. Endlich in „Aus einem Leben“:

Von ferne ſpielen ſanft die Fluthen,
Doch ſind es Wogen, iſt man da,
Und es verzehren den die Gluthen,
Der kam dem Feuer allzu nah!

Welche Ungelenkheit im Ausdrucke, wie ſtümperhaft die Inverſion in der letzten Zeile! Aber freilich mit den Jahren ſchritt Rehbinder auch in dieſer Beziehung fort, wenngleich gewiſſe Formſünden ihn niemals ganz verlaſſen haben.

Seine erſte Gedichtſammlung „Blätter“ (Reval 1846) enthält bereits alle weſentlichen Züge ſeiner poetiſchen Art. Der Dreiundzwanzigjährige empfindet das Leben als Traum:

Ja träumen, träumen! — Und ſo flieht das Leben,
Ein einz'ger langer Traum von Luſt und Weh!

Er fühlt ſich allein, von Allen verlaſſen, in ſeiner Eigenart nicht verſtanden, von den Liebſten zurückgeſtoßen:

Allein! — Ein ſchreckenvolles Wort!
Die letzte Liebe iſt dann fort!
Kein Freund, dem man am Buſen weint,
Kein Mädchen, dem das Herz ſich eint!
Und alles Schwanken, alles Schein!
Ich bin allein — allein — allein!

Ich bin allein! — Umſchwärmen mich
Gleich Tauſende! So ſchauerlich,
So leer und öde iſt mein Herz,
Fühlt keine Luſt, fühlt nur den Schmerz!
Und ſchlägt voll Kummer, ſchlägt voll Pein:
Ich bin allein, allein, allein!

Er preiſt den Tod:

Ein Genius iſt's, er kommt von oben,
Er mahnet uns zur ew'gen Ruh,
Er löſchet weinend ſeine Fackel
Und drückt uns ſanft die Augen zu.

Er verzweifelt an der Heimath, denn:

Nichts Freud'ges knüpft mich, Heimath, her zu dir —
Die Wonnequelle iſt mir nicht gefloſſen,
Doch reichteſt du den Wermuthbecher mir!

Er verzweifelt endlich an Allem, auch an dem Zwecke ſeines eigenen Daſeins:

Leb', Freude, wohl! — längſt hab' ich dich verloren
Und jagte dir umſonſt, gleich Schatten, nach!
Leb', Hoffnung, wohl! — denn hoffen mögen Thoren,
Ich hoffte auch, bis daß mein Herz mir brach!

Leb', Liebe, wohl! — dein Brand hat mich vernichtet,
Anbetend hab' zur Sonne ich geſtrebt!
Mein Ringen war zu kühn — ich bin gerichtet!
Wozu, wozu hab' ich gelebt?

Man würde jedoch ſehr irren, wollte man annehmen, daß ein ſolches Uebermaß von Weltſchmerz auf den Leſer ermüdend oder gar abſtoßend wirken müſſe. Trotz aller Mängel, namentlich der Form, ergreifen uns die betreffenden Gedichte mächtig, weil ſie aus dem tiefſten Innern des Poeten, aus ſeinen wirklichen und wahrhaftigen Schmerzen herausgeboren wurden, weil ihnen jede Affectation, jede Aufdringlichkeit fehlt. Aber nicht nur die ſchneidenden Töne der Verzweiflung, auch die milden Klänge der Entſagung weiß unſer Dichter ſeiner umflorten Leyer zu entlocken, ſo in dem liedartigen Gedicht:

Mein Pfeifchen.

Was iſt mir nun geblieben
Von Luſt und Glück und Schein,
Von allem heißen Lieben?
Mein Pfeifchen nur allein!

Was blieb mir noch zu Wonne?
Was lindert jede Pein?
Was ſtrahlt mir wie die Sonne?
Mein Pfeifchen nur allein!

Find' ich nicht Freundesherzen,
Flieht mich der Liebe Schein,
Was lindert meine Schmerzen?
Mein Pfeifchen nur allein!

Drum, wenn ich einſtens ſterbe,
Legt in den Sarg hinein
Zu meinem Haupt der Erbe
Mein Pfeifchen nur allein!

Der ganze edle Menſch Rehbinder aber blickt uns ernſt und traurig an aus den wehmüthigen Zeilen

Mag nie das Glück bei mir verweilen,
Wirſt Du nur immer glücklich ſein!

und:

Sollt' zu Ihres Glückes Winken
Brechen auch mein armes Herz,
O, ſo laß mich niederſinken, —
Friede, Friede Ihrem Schmerz!

Nun aber die Leidenſchaftlichkeit, die Farbenpracht ſeiner Schilderungen:

O, wie ich liebte! — Nur die ſtille Nacht
Hat es geſehen, was mein Herz gelitten!
O, wie ich liebte! — Und kein Sternlein lacht!
Mein Herz, nun endlich hat es ausgeſtritten!
Ich kann nicht kämpfen gegen ſolche Triebe,
Ich kann nicht kämpfen gegen ſolche Gluth,
Ich kann nicht kämpfen gegen ſolche Liebe!
So ſtröm' denn hin, mein letztes Herzensblut!

und in dem Sonettenkranz aus ſeiner zweiten Sammlung „Neue Gedichte“ heißt es:

6.

Ihr ſingt von Gluth? — Was wißt Ihr denn von Gluth?
Ein ärmlich Lämpchen ſcheinet Euch ein Feuer, —
Ihr ſchraubt umſonſt gewaltig Eure Leyer,
Wenn ruhig durch die Adern fließt das Blut!

Verglüh'n, vergeh'n, doch voll von keckem Muth,
Und allgewaltig faſſen, was uns theuer, —
Sein Leben raſch verzehren, — ungeheuer
Scheint ſolches Euch, zu viel für ſolch ein Gut? —

Wie wenn die Flamme einen Tempel faßt
In finſtrer Nacht, — mit wahnſinnswilder Eile
Die glühn'de Lohe toſend ihn umjagt, —

Nach allen Seiten funkenſprühend raſt, —
Zuſammenſtürzt nach einer kurzen Weile:
Dann leuchtet er am ſchönſten durch die Nacht!

Der Eindruck dieſes ſchönen Sonetts wird durch den unmöglichen Reim „raſt“ (von raſen) auf „faßt“ (von faſſen) leider arg getrübt. Eine ſolche, angeſchwollenem Gießbache gleich, hervorbrauſende Leidenſchaftlichkeit mußte vielen kühl vernünftigen Landsleuten

Rehbinder's allerdings sehr „gewagt", ja gefährlich erscheinen, gewagt sogar noch das ideale aber durchaus künstlerisch gemäßigte Gedicht:

An Gabriele.

Ist's Täuschung, Wahrheit, was mein Auge schaute,
Wonach's mit heißer Sehnsucht, ach, geblickt!
Sind Täuschung, Wahn die wundersüßen Laute,
Die mir mein trunk'nes volles Herz entzückt?
Hab' wirklich ich geseh'n vor meinen Blicken
Das schönste Wesen unsr'er Erdenwelt?
Wie, oder zeigte sich mir zum Entzücken
Ein Engel dort vom blauen Himmelszelt?

O, laß anbetend mich im Staube knieen,
Wie zu der Gottheit, laß mich fleh'n zu dir!
O, laß mich trunken dir zu Füßen liegen,
Glückselig, wenn du hinblickst nur nach mir!

Du biſt zu hoch, mein Auge aufzuſchlagen
Nach deiner Himmelsſchöne Engelslicht!
Um Liebe darf ich nicht zu flehen wagen,
So fleh' ich denn: O zürne, Engel, nicht!

O, zürne nicht dem Armen, der vergebens
Kämpft gegen ſolcher Liebe heiße Gluth,
Der dir geweiht hat jede Kraft des Strebens,
Das Daſein, bis zum letzten Tropfen Blut,
Der willenlos dir nachzieht, wie der Sonne,
Und dem kein Gott die Bande mehr zerreißt,
Die Bande, ſo voll Schmerz und ſo voll Wonne,
Die er ſo feurig doch willkommen heißt?

Was kann ich denn für deiner Augen Gluthen,
Für deines Lächelns Wonneparadies,
Für deiner Haare ſeidenweiche Fluthen,
Für deiner Lippen Glühen, ach, ſo ſüß?

Giebt's einen Sterblichen, der es vermöchte
Der Liebe zu entflieh'n, und dich geseh'n?
Giebt's einen nur vom menschlichen Geschlechte,
Der nicht in Liebe müßt' zu dir vergeh'n?

O, habe Mitleid, Engel, mit den Qualen,
Die mir durchwühlen meine wunde Brust!
Laß deine Huld auf mich herniederstrahlen,
Erhebe mich zum Leben und zur Lust!
Ich Thor! — Wie darf ich nur zu hoffen wagen?
Womit hätt' ich ein solches Glück verdient?
Umsonst! — verzweifeln muß ich und verzagen,
Weil ich zu lieben dich mich hab' erkühnt!

An erzählenden Dichtungen enthält Rehbinder's erste Sammlung: eine Romanze „Des Seemanns Freund", schlicht und

naiv im Ausdruck, rührend und doch erhebend dem Inhalte nach, ferner die prächtige Rhapsodie „Des Arabers Tod“, im Byronschen Geiste, wenn auch nicht Stile gehalten, die augenscheinlich von Uhland beeinflußte „Sängerliebe“, das grausig kraftvolle Nachtstück „Der letzte Mann“, das Fragment „Volina“, jedenfalls unter dem Eindruck Lermontowscher Kaukasus-Epyllien verfaßt, und endlich die hochromantische „Wassernixe“. Aus letzterer seien, um dem Leser einen Begriff von Rehbinder's blühender Phantasie zu geben, einige Verse hergesetzt:

Oben schaukelt leicht das Fahrzeug, von dem Anker festgebannt,
Unten wohnt die Wassernixe wohl im blauen Wasserland.
Grüne Wellchen spielen glitzernd rings um ihr krystall'nes Haus,
Kleine Fischchen schwimmen freudig, goldenfarbig ein und aus.
Wohl, es weh'n des Tages Lüfte nicht erfrischend in dem Grund,
Wohl, es schmecket Erdenfrüchte nimmermehr ihr holder Mund,

Wohl, es ſcheinen Sonnenſtrahlen wärmend nicht bis unten hin,
Wohl ſind dort nicht grüne Bäume und der Vögel Melodie'n;
Aber köſtliche Metalle glänzen von dem Grunde auf,
Perlen, rein wie Waſſer, liegen drunten herrlich wohl zu Hauf',
Und Korallen ſtrecken zackig ihre rothen Aeſt' empor,
Und umwachſen, üppig wuchernd, des kryſtall'nen Hauſes Thor,
Durch die Zweige ſtreichen Fiſche, wie die Vögel durch den Baum;
Drinnen in des Waſſerhauſes ſonnenklar kryſtall'nem Raum
Hauſt die ſchönſte Waſſernixe, welche Wellen je umſpült,
Die das Meer mit frohem Stolze je in ſeinem Schoß gefühlt.
Warum ſpielſt du, holde Nixe, nicht mehr auf dem blauen Meer,
Wenn die Abendſonne ſendet ihre Strahlen um dich her?
Hebeſt dich mit halbem Leibe über die bewegte Fluth,
Freueſt dich des weißen Schaumes und der ſelt'nen Sonnengluth?

Das „wohl" in der zweiten und das „ſchmecket" in der ſechsten Zeile nehmen ſich freilich wieder recht trivial aus, im Uebrigen

aber ist die Schilderung eine echt phantastisch poetische. Ohne für die Mängel dieser ersten Jugendsammlung blind zu sein, müssen wir doch gestehen, daß eine solche Kraft, eine solche individuelle Färbung uns bei dichterischen Erstlingen nur selten begegnet sind; denn wenn auch Rehbinder von diesem oder jenem größeren Dichter beeinflußt erscheint, so bleibt er dennoch immer er selbst. Und das ist wahrlich kein geringer Vorzug.

Im Jahre 1848 erschienen die „Neuen Gedichte“ (Dorpat), der Baronesse Julie Charlotte von Uexküll gewidmet und mit der verzweifelten aber hochpoetischen Klage „Sehnsucht in die Ferne“ beginnend:

Ehstland, mein kaltes Vaterland,
Voll Elend und voll Hassen,
Voll Niedrigkeit und eitlem Tand,
O, könnt ich dich verlassen!

Aus Schlamm und Moor empor zum Licht,
O, brechet meine Ketten!
Ich ſinke ſchon, — ich trag es nicht, —
Wird mich kein Wunder retten!
Ich fühle tief in meiner Bruſt
Der Gottheit mächt'ges Regen, —
Ich bin des Wollens mir bewußt
In dieſen heißen Schlägen: —
Und ſoll ich ſtets allein und ſtumm
An dürrer Scholle kleben,
Und nimmermehr im Heiligthum
Den Buſen feurig heben!
Könnt' ich die ſchöne Ferne ſchau'n, —
Mich ruft ein heißes Sehnen, —
Im fremden Lande Hütten bau'n,
Weit, weit vom nicht'gen Wähnen! —

Italiens blauer Himmel winkt,
Es locken Spaniens Räume,
Der Schweizer Alpenreigen klingt, —
Und Alles, Alles Träume!
Mich hält die Nichtigkeit gepreßt, —
Rings Alles niederträchtig, —
Mich halten Lug und Trug so fest,
Und kämpf' ich noch so mächtig!
Begeisterung, sie muß verglüh'n
Und jedes hohe Streben,
Der Funke sinkt in Asche hin —
Verloren ist mein Leben!
Die mir die Nächsten, kenn' ich nicht,
Sie sind in Schlamm versunken,
Sie ahnen nicht, sie fühlen nicht,
Da glimmt kein Götterfunken;

Ich kenne keinen heim'ſchen Herd,
Nicht Vaterhauſes Bande,
Nichts iſt mir lieb, nichts iſt mir werth
In meinem Heimathlande.
O, könnt' ich in die Ferne zieh'n,
In vollen Zügen trinken
Luft, Leben, Poeſie — und hin
An Gottheits Buſen ſinken! —
Italiens blauer Himmel winkt,
Es rufen Spaniens Räume,
Der Schweizer Alpenreigen klingt —
Und Alles, Alles — Träume!

Dieſes Gedicht iſt bekannter geworden als die meiſten anderen Rehbinderſchen Poeſien — ich erinnere mich, dasſelbe in einer Abſchrift bereits als Knabe kennen gelernt zu haben — aber es liegt auch ein bedeutendes Maß von Kraft darin und der poetiſche Aus-

druck beherrſcht hier faſt ausnahmslos die ſpröde Form. Freilich unſer Publikum, vor Allem die nächſte Umgebung Rehbinder's, mag gegen eine ſolche Verherrlichung einer baltiſchen Provinz heftig opponirt haben, wodurch ſich der Dichter veranlaßt ſah, von ſeiner engeren Heimath abſehend, der geſammten baltiſchen Geſellſchaft ſeine Meinung zu ſagen:

An das Publikum der Oſtſeeprovinzen.

Du fragſt wohl auch, warum in dieſen Landen
Von Allen, die mit friſchem Muthe ſangen,
Doch bald ermüdet von der Bahn gegangen,
Kein einz'ger großer Dichter auferſtanden?

Weil kalt du biſt und nahe dem Verſanden!
Den hat die Poeſie ſchon ganz umfangen,
Der nicht entmuthigt weicht — und ohne Bangen
Im ſelbſtgewählten Hafen ſucht zu landen.

So lang' du heim'ſches Gute nicht willſt ſehn,
So lang' du nur bei Fremden biſt zufrieden,
So lang' man hier verhungern kann beim Dichten,

Wird hier kein hoher Meiſter auferſtehn!
Du aber ißt und trinkſt und ſchläfſt in Frieden —
Brauchſt dazu ja die Dichtkunſt du mit nichten!

Natürlich mußten ſolche, vom Standpunkte des Dichters erklärliche, dem „Bildungsphiliſter“ aber völlig unverſtändliche Deklamationen die Abneigung gegen Rehbinder noch verſtärken. Sein ganzes übriges Leben erſcheint durch dieſe ſpießbürgerliche Oppoſition, die ſich zu Zeiten wohl auch als Verfolgung äußern mochte, verdüſtert.

Eine ähnliche Stimmung, wie die beiden oben angeführten Stücke, enthält auch „Zuflucht“, mit dem Anfang:

Ein Meer von Proſa hält mich rings umfangen,
Das Edle hat nicht Stand, es muß entfliehn,
Kommt nicht der Schmerz mit Majeſtät gegangen,
Er wird nicht Troſt im Hohen nach ſich ziehn;
Gemeines krallt nach mir mit Hohnverlangen,
Als ſollte nimmer mir das Hehre blüh'n,
Und alle Stützen fühl' ich um mich ſchwanken;
O, haltet mich mit Götterkraft, Gedanken!
Bleib' bei mir, Poeſie, die ich verehrt,
Nicht laß den Troſt des Jammers dich verſcheuchen,
Scheu' nicht die Bitterkeit, die wiederkehrt,
Entſchwinde nicht zu unbekannten Reichen,
Feſt halt' ich mich an dem, was du gelehrt,
Mein Ideal, ich ring' es zu erreichen!
Ich kann nicht leben ohne Gluth und Flammen,
Mag auch ringsum die Proſa mich verdammen!

und „Meinen Jugendfreunden“, mit dem Schluß:

Denkt Ihr daran, wie in vertrauter Stunde
Manch' frisches Wort so kräftig uns erfreut,
Wie uns Begeisterung bei hoher Kunde,
Wie Poesie sich täglich uns erneut!
Jetzt liegt der Lebensnachen fest geborgen,
Bis in den Hafen dringt nicht Sturm noch Fluth, —
Es ist vorbei! — O, laßt uns d'rob nicht sorgen,
Denn Ruhe, Ruhe! — Schon verlöscht die Gluth!

Besonders markig und finster bricht diese Verzweiflungsstimmung in „Ungewitter“ los, das ich hier ganz wiedergeben will:

Ungewitter.

Schwarz und drohend, feuerschwanger, thürmen Wolken sich zum Wetter,
Aengstlich athmet, bang und bänger die Natur und sucht den Retter,
Horch! es rollet — donnernd prasselt fürchterlich der erste Schlag,
Und der Blitz, die fahle Schlange, zischt voran als Bote jach!

So iſt's ſchwarz in meiner Seele — gluthzerriſſen Sinn und Mark, —
Kämpfend ſteh' ich, unterliegend, — ſei mein Willen rieſenſtark;
Alle Stützen ſchwanken bebend, alle Tempel ſtürzen ein,
Alle Bilder werden dunkel, und erloſchen iſt der Schein.

Nichtig, klein und niederträchtig ſeh' ich dieſen Erdenwinkel, —
Schwarz und ſtarr und mitternächtig, — Hohlheit, Dummheit, leerer Dünkel!
Flammen glühen, ach! vergebens, und vergebens zuckt der Blitz!
Qualen, Ringen, Todesröcheln, wandle dich in kalten Witz!

Unverſtanden und verloren wandle ich durch Wüſtenſand,
Nicht e i n Weſen mir erkoren, daß ich meines Gleichen fand,
Nicht ein Ort, der Proſa ferne, keine Rettungsinſel da —
Und am Himmel keine Sterne, und der Abgrund gar zu nah'!

Düſter gehalten erſcheinen auch die Balladen „Nixenruf" und „Der Verſucher"; beide ſind aber, was die Form betrifft, ſtellen-

weiſe recht ungenießbar. Aus Moll nach Dur modulirt der Dichter in den ſchönen Liedern „Italien“ und „Seemanns fernes Liebchen“, ferner in den Sonetten „Kühne Liebe“, die an Leidenſchaftlichkeit des Empfindens und Gewalt des Ausdrucks zu dem Beſten gehören, was Rehbinder geſchaffen hat. Eine Probe haben wir bereits mitgetheilt, hier ſtehe noch Sonett

2.

Ihr ſchwärmt von Liebesſehnen und von Wunden,
Ihr weint und girrt, ſchwachmüth'ge Knabenſeelen!
Dem Kühnen wird es nie an Liebe fehlen, —
Was kräftig er verlangt, das wird gefunden.

Dem Weinenden zur Liebe gern verbunden
Sind Alltagsfrauen nur; ſich weich zu quälen
Und überſpannt ein Opfer auszuwählen,
Muß ihnen ſüß die Thränenſpeiſe munden.

Nicht alſo, welche Poeſie durchdrungen,
Mit Kühnheit lodern ihre heißen Flammen,
Und fordern Liebe, ſei's auch zum Vergeh'n!

Das Weib, dem ſolch ein Feuerruf erklungen,
Und mag es auch die ganze Welt verdammen,
Es wird die Welt in ſeinen Armen ſeh'n!

Weniger gelungen und dem Inhalte nach recht dürftig erſcheinen mir die Sonette an „Minna von Mädler, Roman von Budberg, A. W. von Wittorf und Karl Stern," wenn dieſelben auch ein ſchönes Zeugniß für die vornehme Neidloſigkeit unſeres Dichters ablegen. Auch die meiſten „Epigramme" befriedigen nicht.

Ihre Grabſchrift.

Sie liebte nichts auf dieſer Welt
Als ſieben Katzen und ihr Geld!

z. B. iſt ja recht draſtiſch, entbehrt aber all zu ſehr eines bedeutenden Gegenſtandes; viel beſſer iſt:

Einem inländiſchen Dichter.

Dir will den Text ich nicht mehr leſen,
Du biſt beſtraft genug: Du mußt dich ſelber leſen!
Mögſt du geneſen!

Von den übrigen Stücken dieſer nur 87 Seiten kleinen Formats füllenden Sammlung feſſeln unſere Aufmerkſamkeit die „Fauſt-Fragmente“ und das Schlußgedicht „Mein Teſtament“, geſchrieben beim Herannahen der Cholera im Frühling 1848.

Ich glaube mit ziemlicher Gewißheit annehmen zu dürfen, daß jeder begabte Poet der 40er und 50er Jahre ſeine Fauſt-Periode gehabt hat. Ja, ich ſelbſt, der ich doch einer viel ſpäteren Zeit angehöre, machte im Jahre 1877 den ebenſo kühnen wie kindlichen Verſuch, einen zweiten Theil zum Fauſt zu dichten, denn ſelbſtver-

ſtändlich genügte mir der vorhandene Goetheſche damals nicht. Wie ſollte ſich auch ein 20jähriger Jüngling an dem konſervativen und myſtiſchen Ausgange der gewaltigen Menſchheitstragödie genügen laſſen? Selbſtverſtändlich mußte mein Fauſt ein über die Reformation weit hinausdenkender Held werden und ſich an die Spitze der aufſtändiſchen Bauern ſtellen. Aber auch ein Helena-Theil fehlte nicht — und dieſer, in antiken Metren gedichtet, natürlich fern von jeder Goetheſchen Symbolik, dafür aber voll jugendlicher Hellenenſchwärmerei und Sinnenluſt, war noch das Beſte an dem ganzen Verſuch. Mit einer Art wehmüthiger Heiterkeit denke ich an die Stunden zurück, da ich dieſes Opus unſerem Leopold Pezold, dem damaligen Chefredakteur der „Rigaſchen Zeitung“, in ſeinem traulichen Heim vorlas. Das waren für mich herrliche Stunden — für meinen väterlichen Freund aber wohl harte Geduldproben. Vielleicht kommen dieſe Zeilen nach ſiebenzehn Jahren Dem zu Händen, deſſen edles und trotz umfaſſendſter Kenntniſſe anſpruchsloſes Weſen

ſich mir für immer in die Erinnerung gegraben hat und dem ich noch heute von ganzem Herzen Dank ſage für ſeine dem unreif ſtürmiſchen Jüngling bewieſene Theilnahme und Geduld! —

Wie geſagt, ſeinen Fauſt hat ſo ziemlich jeder Poet, namentlich der oben angedeuteten Periode, auf dem Gewiſſen — auch unſer Rehbinder. Wie viel er davon thatſächlich niedergeſchrieben haben mag, iſt mir unbekannt; die Sammlung „Neue Gedichte“ enthält nur drei kurze Bruchſtücke, von denen die „Beſchwörung“ viel Kraft im Ausdruck, aber auch viel unnützen Wortſchwall enthält, während der „Dialog mit dem Dämon“ zu wenig in die Tiefe geht und gar zu trivial abſchließt. Nachdem der Dämon ſich Fauſt gegenüber als böſen Geiſt bekannt und demſelben eine Schilderung ſeiner Macht und deſſen, was er für Fauſt's grenzenloſen Wiſſensdrang zu thun im Stande wäre, gegeben, ſagt Fauſt naiv:

Verlockend klingen Deine Worte,
(nach Oben eigend)
Doch ſprichſt du nicht von jenem Orte!

Viel gelungener, auch in der Form tadellos, iſt der kurze Monolog Fauſt's, welcher von jener allumfaſſenden Weltſchau, von jener in allen Tönen innigſter und erhabenſter Lyrik ſchwelgenden großen Sehnſucht Goethes freilich nichts enthält, aber dennoch ein kraftvolles, leidenſchaftlich drängendes Element aufweiſt.

Fauſt.

Nie zeigt ſich mir, was ich gewünſcht,
Nie höre ich, was ich gewollt,
Matt iſt mein Geiſt! —
Soll ich denn ſtets mein ganzes Leben
Mit ew'gem Feuereifer ſtreben,
Wird nimmermehr das Glück mir hold?
Warum zeigt ſich entfernt die Wiſſenſchaft den Augen,
Die nicht für ſolchen Himmelsanblick taugen,
Um Eifer zu erwecken
Und dann ſich zu verſtecken,

Und hülflos den, der weiter dringen möchte,
In Finſterniß zu laſſen? —
O, könnt' ich dich erfaſſen
In aller Klarheit
Du hohe Wahrheit!
Dich würd' ich nimmermehr vom Buſen laſſen! —
Mit heißem Durſt könnt' ich den Becher leeren,
In deinem Anblick würde Sehnſucht nicht,
Wie jetzt, die Seele lechzend mir verzehren —
Wie lange bleibſt du ferne, hohes Licht?

O, dieſer Erde Wiſſenſchaft,
Wie ſcheint ſie doch mir ſo geringe,
Man ſtrebt mit heißem Eifer raſtlos fort,
Und wenn man endlich alle Dinge
Der Erdenkunſt, der Erdenkraft
Mit wirbelndem Gehirn erfaßt —

Winkt dann uns Ruhe, winkt uns Raſt?
Nein, wenig, wenig ſcheint es nur,
Gebiet'riſch vorwärts reißt das Streben
Und vor uns ſchwindet jede Spur —
Am Ziel verloren iſt das Leben!
Ich blickte hell in Dunkelheiten,
Ich las die Schrift der fernſten Zeiten;
Was nutzte mir es? — Alles will ich wiſſen!
Will, wie der Aar, frei in die Sonne blicken
Und wie der Maulwurf in der Erde Schacht,
Will in das Jenſeits ſchauen mit Entzücken
Und dann mit Grauſen in die ew'ge Nacht!
Verborgen ſei mir nicht des Meeres Tiefe,
Vor mir eröffnet ſei die Sternenwelt,
Das Vorige, ob's auch Aeonen ſchliefe,
Und was den Faden dieſer Erde hält!

Will blicken kühn zur Geiſterwelt hinüber,
Will blicken Teufeln in das Angeſicht —
Kein Körper mache meine Augen trüber,
Es blende nimmer ſie ein Licht!

Aus dem Schlußgedicht der Sammlung „Mein Teſtament“ blickt uns der ganze junge Rehbinder noch einmal ſchwermüthig-ſtolz an. Die herannahende Cholera erweckt Todesgedanken, Gedanken, welche ihm übrigens ſtets nahe lagen, und er ſchreibt ſein vielleicht letztes Lied, ſein Teſtament, nieder. Da heißt es:

Nicht Reichthum hat das Schickſal mir beſcheeret,
Nicht Gold, nicht Schätze nannte ſtolz ich mein,
Auf Erden hat mir wenig angehöret,
Und was ich hatte, Sorge war's allein! —
So kann an meinem Sterbebette nimmer
Ein Erbe lachend ſteh'n bei meinem End',
Geblendet von der Erbſchaft Goldesſchimmer —
Und frei von Zahlen iſt mein Teſtament.

Verwandte werden nicht ſich weinend zeigen
An meiner Bahre — längſt ſind alle fern;
Sie wandten kalt ſich weg mit düſt'rem Schweigen,
Und ich entfloh den Kieſelherzen gern.
Sie lieben nicht — was ſollen ihre Worte?
Sie fühlen nicht, wenn Weh im Buſen brennt,
Sie bleiben fern von meiner Todespforte —
Nicht für Verwandte iſt mein Teſtament!

Ich hatte viele Feinde vom Geſchicke,
Ich fühlte manchen Haß und manchen Spott,
Weil ich verachtet Falſchheit, Neid und Tücke,
Geheuchelt nie vor Menſchen und vor Gott.
Stolz ſtand und ſtark entgegen ihnen Allen
Ich ganz allein, die haſſend bis an's End',
Die offen kämpften — die voll Falſchheit ſchallen
Verachtend ſtets: ſo iſt mein Teſtament!

Ich habe viel geſungen; leicht entſchwebet
Der Liederklang der übervollen Bruſt,
In meinen Liedern hab' ich erſt gelebet,
Und aufgeathmet unter Lebenswuſt!
O, laßt nicht meine Töne ganz verſchweben,
Ihr, die ihr ſie mit Wohlgefallen nennt;
Bin ich auch todt, laßt meine Lieder leben —
Für ſie, für ſie fleht Euch mein Teſtament!

Und ſollen ſie im Zeitenrauſch verwehen,
So raſch, wie Blätter, wenn der Sturmwind tobt,
Ein Herz wird freundlich wohl nach ihnen ſehen —
So manches Liedchen wurde ja gelobt! —
Es nehme ſie zu meinem Angedenken,
Sie bleiben nur zurück nach meinem End',
Ich kann Geſang, doch keine Schätze ſchenken —
Nimm den Geſang! — das iſt mein Teſtament!

Diesen beiden Sammlungen folgte im Jahre 1849 (2. Auflage Mitau 1855) die kleine erzählende Dichtung „Seemanns Ende", in jeder Hinsicht eines der vorzüglichsten Werke unseres Dichters. Gleich die Naturschilderung am Anfang ist in ihrer Art klassisch:

Von Mövenflügelschlag umflattert —
Weithin der Dünen gelber Sand,
Von Wellenschlag und Schaum umgattert,
So dehnet sich der öde Strand.
Hier tönet in der Nächte Dunkel
Des Meeres mächt'ge Stimm' allein,
Am Himmel bleiches Sterngefunkel,
Am Horizont des Leuchtthurms Schein.
Und kommt der Sturm herangeflogen,
Und Graus und Wuth ihm nachgezogen,
Dann sieht man bei der Blitze Schein
Manch' Schiff entfernt — zerfetzt — allein,

TRU Raamatukogu

An deſſen halbzerſchlag'ne Rippen
Die fürchterliche Woge ſchlägt
Und brauſend auf verborg'ne Klippen
Das Rieſenwerk des Menſchen trägt.
Bleich ſteigt nach Sturm und Nacht und Grauen
Die Sonne auf, das Werk zu ſchauen,
Zerſtreut mit ihrer warmen Helle
Der Wolken fliegend wildes Heer
Und zeigt dem Aug' die Schreckensſtelle,
Das Meer, die Klippe — Alles leer.
Verſunken iſt nach kurzem Ringen
Das Schiff, vom Ungeſtüm verzehrt,
Und wieder ſoll das Meer verſchlingen,
Was ſich von ſeinen Gaben nährt.

Dann folgt die eigentliche Erzählung: ein hochbetagter Seemann, der weder Weib noch Kind ſein eigen nennt, hat ſich, nachdem alle ſeine

Freunde dahingegangen und nun „in Meereswellen ruhn“, an einer fremden Küſte, wo ihn niemand kennt, hart am Meer eine Hütte gebaut, in welcher er ſtill, nur im Anſchauen der See, ſeiner einzig Geliebten, ſchwelgend, den Tod erwartet. Als er ihn aber nahen fühlt, ergreift ihn noch einmal die alte Seemannsluſt, der alte Seemannstrotz; er beſteigt einen leichten Kahn und fährt beim Herannahen eines mächtigen Sturmes in die See hinaus:

Wo nichts zu ſeh'n, als Nacht und Meer,
Da rauſcht windſchnell der Nachen her,
Wo Donner rollt und Blitzſtrahl ziſcht,
Da ſchwankt er muthig durch den Giſcht,
Wo Klippen ihre Arme ſtrecken,
Eilt er vorüber ohne Schrecken. —
Darin der Greis — hoch aufrecht ſteht er,
Der Sturm, die hohe Stirn umweht er,

Es fliegt das ſilberweiße Haar,
Das weite Kleid, wie ein Talar,
Die Arme breitet er zum Himmel,
Und ruft weit durch das Schreckgetümmel:
„O Meer! — Du ſah'ſt als ich geboren,
So ſieh' auch meines Todes Stund'!
Der erſte Ton in meinen Ohren,
Das erſte Wort in meinem Mund,
Du warſt es, Meer — dein mächt'ges Tönen
War Wiegenlied als Säugling mir
Und Sturmwind's Pfeifen, Schiffes Dröhnen,
In Schlaf hat mich's geſungen hier! —
Den Jüngling haſt du, Meer, geſchaut,
Du warſt ihm Freund, du warſt ihm Braut! —
Nicht Weib, nicht Kind ſind mein geweſen,
Die ird'ſche Liebe kannt' ich nicht,

Ganz war ich dein, du hohes Weſen,
Durch dich mein Leben ein Gedicht! —
Du, das ſo Vielen Tod gegeben,
So Vielen, denen Leben werth,
Mir ſchenkteſt du ein langes Leben,
Warſt du ja doch mein einz'ger Herd; —
Wollt ihr den Greis verſtoßen, Wellen,
Die ihr die Wiege ihm umſpült'? —
Hier will er ſich ein Grab beſtellen,
Da er des Todes Nähe fühlt.
Mein Gott! Mein Gott! So laß mich ſterben,
Und wackern Seemann's End' erwerben!
Bei Sturm und Blitz zum Meeresgrunde,
Das ſei des Seemann's letzte Stunde!"
Er hat geſprochen, und die Wogen,
Erbrauſend gierig um ihn her,
Sie haben ihn hinabgezogen
Zu ſeiner Lieb', in's große Meer.

Es liegt etwas Heroiſches in dieſem alten Seemann, etwas Erhabenes in dieſem Natur- und Seelenbilde! Das Kühne, Trotzige nach großen Thaten Drängende in der Natur des Kavaliers Rehbinder findet hier, wie auch in dem oben erwähnten Gedicht „Des Arabers Tod“, einen prachtvollen Ausdruck — und doch iſt die Handlung ſo einfach, die Form ſo ſchlicht. Zum dritten Male finden wir dieſes ſchöne Poem in der 1856 in Berlin erſchienenen Sammlung „Vom Meeresſtrande“, welche eine Reihe zum Theil ſchon in den erſten Bändchen erſchienener oder in den ſpäteren „Muſenalmanachen“ neuveröffentlichter Gedichte einem größeren Publikum vorzulegen beſtimmt war. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß Rehbinder dieſe Auswahl mit wenig kritiſchem Blick getroffen, mehr noch, daß er dieſelbe ſo ſehr beſchränkt hat. An die Stelle von Stücken wie „Der Schiffbrüchige“ — „Das Seegeſpenſt“ — „Der Geiſt des Sturmes“ hätte er leicht viel gehaltreichere

und in der Form mehr vollendete setzen können. Ebenso entbehren die Lieder „Indien“ und „Granada“ des rechten Gehaltes und der rechten Stimmung; es sind farbenschillernde Aquarellskizzen — nichts mehr. Ein Bild reiht sich an das andere und nicht einmal in natürlicher Aufeinanderfolge, so daß der Gesammteindruck der einer bloßen Theaterdekoration ohne handelnde Personen ist. Wie ganz anders, d. h. wie stimmungsvoll, nimmt sich neben diesen beiden das schöne Lied „Italien“ (den „Neuen Gedichten“ entnommen) aus. Des „Arabers Tod“ fehlt glücklicher Weise nicht und erscheint hier gründlich ausgefeilt, desgleichen noch einige kleinere Gedichte aus den ersten Sammlungen. An neuen finden wir sechs Stücke — und alle von hohem Werthe. „Der alte Zecher“ ergreift durch die seltsame Mischung von lebensfrischem Humor und todtverachtendem Trotz bei wehmüthiger Gesammtstimmung. Die „Antwort“ möge für sich selbst reden:

Ihr fragt: Was ſollen uns die Klagen,
Die tönen in der Dichter Sang? —
Wollt Ihr die Nachtigallen fragen,
Warum ihr Lied ſo ſchmerzlich klang?

Des Dichters Leier klinget ſelten,
Wenn Freude ſeine Bruſt bewegt,
Doch tönt ein Sang aus höhern Welten,
Wenn er im Schmerz die Saiten ſchlägt.

Der Welt nicht ſingt er ſeine Schmerzen,
Sie lindert ſeine Klagen nie.
Er ſingt ſich ſelbſt — im eig'nen Herzen
Als einz'gen Troſt — die Poeſie!

Es folgen „Die Sänger“, ein wieder an die Uhlandſche Art anklingendes Gedicht mit echt menſchlich rührendem Inhalt — und die ergreifende Rhapſodie „Die Nacht des armen Dichters“.

Mit einer jeden dieſer neuen Produktionen wächſt Rehbinder, als Künſtler, vor unſern Augen, bis er in dem längeren, anſcheinend Fragment gebliebenen Poem „Des Hofnarren Frühlingsfahrt“ zur für ihn damals höchſtmöglichen Vollendung gelangt.

Die Nacht des armen Dichters — — wißt Ihr, was das bedeuten, wovon das reden will? Der arme Dichter! er ſchaut das verklärte Abbild der Welt, er verkehrt mit den Idealen der Menſchheit und bannt, was er alſo erſchaut und erlauſcht, in ſeine Worte und Weiſen; er fühlt für Millionen, er denkt für Millionen, er arbeitet für Millionen — aber ſeine Arbeit hat im Handel und Wandel des Alltags keinen Preis. Wer von Auſtern und Champagner lebt, meint der Poeſie leicht entrathen zu können und wer ſich ſchwer mühen muß, um nur einen Sonntagsbraten auf den Tiſch zu bekommen, hat keine Zeit für dergleichen Allotria. Junge, liebende Herzen, hier und da in der weiten Welt verſtreut, — freie, einſame Geiſter, welchen die Art des herkömmlichen Lebens

zum Ekel ward, — Schöngeiſter, die gern mit Beleſenheit prunken, — das — das allein iſt des armen Dichters Publikum; da fällt nicht eben viel für Frau und Kinder und für ihn ſelber ab! Aber auch noch das Wenige, was abfällt, neidet ihm der geldgierige Verleger, der hämiſche Kollege und — das ſchrecklichſte der Schrecken — der wohlbezahlte, alle Kunſt inſtinktiv verachtende Zeitungskritiker von Beruf!*) Ihr lacht? Ihr fragt allen Ernſtes: giebt es denn überhaupt noch arme Dichter? Und ihr weiſt auf Sudermann, auf Ebers, auf Julius Wolff, auf Ernſt von Wildenbruch hin. Ich aber nenne Euch dagegen nur den Einen, Hamerling, der doch auch ein „Zeitgenoſſe“ war und in Jahrzehnte langem Kampfe mit Noth und Mißgunſt ſeine Geſundheit zu Grunde richtete. Und wahrlich reich iſt er auch bis zuletzt nicht geworden! Noch ein

*) Hier ſind beſonders auswärtige Verhältniſſe in's Auge gefaßt.

Anderer lebt unter uns, heute freilich nur noch als Kranker, der mehr werth ist als alle modernen Dichter und Denker zusammen genommen, denn er war ein Diener und Priester der höchsten Weisheit, darum verfolgte ihn die Welt der Redakteure, Kritiker und Bildungsphilister und las seine Bücher nicht. Er aber lebte in freiwilliger Armuth unter südlichem Volk am felsigen Meergestade und in der Einsamkeit des Hochgebirges. Dann, als es zu spät war für den Schaffenden, griffet Ihr nach dem, was er geschaffen, und erstauntet über die Fülle und Strenge seines Geistes*) . . .

Gewiß, das Lied vom armen Dichter klingt heut noch ebenso wie vor fünfzig oder hundert Jahren — nur will es Niemand hören; man zeigt vielmehr etwa auf Oskar Blumenthal und beneidet ihn um die Kommerzienräthe, Kritiker und berühmten Künstler, mit denen er zu Tische sitzt. Ja, ja, auch der „gorafeine Oskar" gilt

*) Friedrich Nietzsche.

heute für einen Poeten, nachdem er jahrelang Zeitungskritiker gewesen! . . . Nun aber hört, was Euch unſer Dichter über ſeinesgleichen zu ſagen hat:

Die Nacht des armen Dichters.

Auf öden Gaſſen nur der Sturmwind wacht
Und in das Fenſter ſchaut die finſtre Nacht.
Die blicket in ein ärmlich Kämmerlein,
Nur ſchwach erhellt von trüber Lampe Schein.

Der Dichter ſitzt, das Haupt zur Hand gebeugt,
In ſchwerem Sinnen ſeine Stirn' ſich neigt,
Auf ſeinem Antlitz ruht ein ſtiller Jammer,
Mit trübem Auge blickt er nach der Kammer,

Wo Weib und Kindlein ruhen nebenan,
Im Schlaf des Lebens Sorgen abgethan.
Und die Gedanken, die ihn ſtets umſchweben,
Erwachen in der Nacht zu neuem Leben:
O Armuth! Armuth! Laſt, die mich zerknickt,
Die mir die Seele bleiern niederdrückt!
Geſpenſt, das bleich ſich an mein Daſein hängt,
Begeiſt'rung, Glück und Lebensmuth verdrängt,
Mein Hirn verdorret und mein Herz umkrallt
Mit ſtiller, aber ſicherer Gewalt! —
Ich fühle Dich an jedem neuen Morgen
Mit neuer Angſt, mit immer neuen Sorgen,
Mit tauſend kleinen, aber bitt'ren Qualen,
Die ich mit meinem Herzblut muß bezahlen.
Ich ſehe Dich — wer ſchildert ſolches Weh'!
Wenn ich mein Weib und meine Kinder ſeh'!

Du ſiehſt, o Herr, des Herzens banges Klopfen,
O nimm mein Herzblut, nimm den letzten Tropfen,
Nur gieb, mein Gott, ich ruf' in Angſt und Noth,
Gieb für mein Weib und meine Kinder Brot!

Einſt träumt' ich anders, träumte ſanft und lind,
Gar wunderherrlich, wie ein ſchlafend Kind,
Von Glück und Glanz und gold'nem Dichterleben,
Die Leier klingt, — die Sangesgötter ſchweben! —
Da war noch ungeſchwächt die Dichtergluth,
Da brauſte noch des Lebens kräft'ge Fluth;
Da hofft' ich noch auf einen ſchönen Morgen,
Und meine Lieder waren meine Sorgen.
Da ſah ich Ruhm und Glanz, wie helle Sterne,
Als ſich'res Ziel, wenn auch in weiter Ferne!
Jetzt — kann ich ſchildern, was im Herzen klagt,
Den Biß der Schlange, die im Innern nagt?

Wo ſeid ihr hin, ihr Träume früh'rer Zeiten?
Ihr wolltet nicht durch's Leben mich begleiten!
Ich denk' nicht mehr an Ruhm und Glück und Glanz,
Nicht mehr an eines Dichters Lorbeerkranz; —
Ich denk' nicht mehr zum Ziele hinzuſtreben,
Nicht an ein herrlich glühend Dichterleben; —
Ich denk' nicht mehr die Nachwelt zu gewinnen,
Den Tag zu friſten iſt mein ärmlich Sinnen; —
Ich denk' nicht mehr an Ruhmes Morgenroth,
Ich rufe nur: Gieb meinen Kindern Brot!!

Des jungen Morgens allererſte Strahlen
Die Wand mit ſanftem buntem Lichte malen:
Die Helle klar durch's kleine Fenſter ſcheint. —
Er birgt das Haupt tief in die Hand — und weint.

In dem aus vier poetiſchen Bildern beſtehenden Cyklus „der

Todesengel“ ſchildert Rehbinder die letzten Augenblicke eines Kindes und die Schmerzen der Eltern, das ſanfte Hinſcheiden einer Jungfrau, den furchtbaren Hungertod eines Bettlers im Walde und endlich den Heldentod eines jungen Kriegers nach geſchlagener Schlacht. Dieſes letzte Gedicht iſt leider, was die Form anbetrifft, wieder recht nachläſſig gearbeitet. Um ſo ſchöner gelungen erſcheint das nun folgende Poem „des Narren Frühlingsfahrt“. In der ganzen Anlage erinnert es uns an die damals gerade in Mode gekommenen Epyllien Kinkel's, Roquette's u. a. m. Mag nun „Otto der Schütz“ oder eine andere ähnliche Dichtung den erſten Anſtoß zu dieſem Werkchen gegeben haben, eine bloße Nachahmung darf man dieſelbe nicht nennen; ſie enthält genug von echt Rehbinderiſchem Geiſte, genug des Schwermüthigen, Weltfeindlichen, trotz aller Farbenpracht der Naturſchilderungen und alles Humors der Handlung, — oder vielmehr ſarkaſtiſchen Humors, denn nur eines ſolchen war Rehbinder, ſeiner ganzen Anlage nach, fähig. Der

Hofnarr nimmt von ſeinem Fürſten Urlaub, um den Frühling auch einmal, wie andere Menſchen, in der freien Natur und nicht blos im Schloßgarten zu genießen. Auf die Mahnung eines Weiſen, er, der Narr, würde, als weltfremder Sonderling, auf ſeiner Wanderung nur Verfolgung erleiden und als einzigen Gewinnſt vielleicht eine Tracht Prügel mit nach Hauſe bringen, erwidert er:

Die Weisheit geht in tiefem Sinnen
Und denkt, den Blick gekehrt nach innen.
Drum ſtößt ſie ſich an Baum und Stein,
Und fällt und bricht gar oft ein Bein.
Die Thorheit ſchlüpfet jeden Weg,
Sie ſtößt ſich nicht, ſie kennt den Steg. —
Die Schellen künden ſie von ferne, —
Man kennt ſie ſchon, man hat ſie gerne —
Sie ſtolpert nicht — ſie weiß mit Singen
Wohl über die Steine wegzuſpringen!

Des Narren erſtes Abenteuer beſteht darin, daß er ſich von der Geliebten eines Bauerburſchen durch Schlauheit einen Kuß erringt, trotz alles Tobens des Letzteren. Die den Einzug des Frühlings ſchildernde Einleitung zu dieſem Abenteuer lautet:

Haſt du gefühlt auf junger Flur
Wohl das Erwachen der Natur?
Wenn nach des Winters rauhem Walten
Der Frühling raſch verdrängt den Alten,
Wenn tauſendfält'ger Jubelklang,
Der Erde lauter Lobgeſang, —
Wenn bricht der Flüſſe kaltes Band,
Die Fluthen neu die Glieder regen,
Ein Blüthenteppich deckt das Land,
Der Baum verkündet künft'gen Segen!

Wenn's: Frühling! ſchallet in den Lüften,
Im buntbeſchwingten Vögelchor,
Und Frühling dringt bis zu den Grüften,
Aus Grüften Blumen lockt hervor.
Und milde Luft das Herz bewegend,
Auf jedem Halme Weſen regend,
Und Blüthenhauch und Zephyrwinde
Und blauen Himmels milder Blick,
Und ſanfter Sonnenſchein gelinde,
Allüberall nur Luſt und Glück,
Nur ein Gefühl in allen Weſen
Im kleinſten, ſchwächſten ſelbſt zu leſen,
In dem die Welt zuſammenfließt
Und alle Wonne ſich ergießt
Und jedes Jauchzen ſel'ger Triebe,
Denn alles athmet Liebe, Liebe!

Der Adler, der zur Sonne ſteigt,
Die Blume, die zur Blum' ſich neigt,
Der Wurm, der ſich im Staube windet,
Der Menſch, der ſich zum Menſchen findet.
O wehe dem, dem Frühlingshauch
Des ſtarren Buſens Eiſesrinde
Vertrieben nicht in Dunſt und Hauch,
Nicht nahm vom Aug' die ſchwarze Binde, —
O wehe dem, der kalt und trübe
Vom Frühlingsglücke ſich verbannt,
Vom ſel'gen Reich der Wonn' und Liebe,
Er hat das Leben nie gekannt!

Vor einem Wirthshauſe foppt er dann einen geldgierigen Bauern und den ebenſo geldgierigen Wirth, indem er ihnen vorſpiegelt, es läge da ein Schatz vergraben, in Folge deſſen es zu

höchſt drolligen Auftritten kommt. Einer ganzen Reihe ihn, der ſich für einen Doktor und Magier ausgiebt, um Rath fragender Bauern ertheilt er, nach Eulenſpiegels Art toll klingende aber im Grunde ſehr weiſe und praktiſche Rathſchläge — und heilt endlich einen Ehemann von der ſchrecklichſten aller Krankheiten, der Eiferſucht. Das letzte Gedicht „Auf dem Nachen“ will, ſo wie es jetzt, als Schluß des kleinen Poems nämlich, daſteht, nicht wohl zu dem Ton des Uebrigen paſſen. Ein alter Fiſcher fährt den Narren über irgend ein Waſſer, ſchwermüthige Weiſen von Jugend und Alter dazu ſingend; ihm antwortet der Narr, die Vergänglichkeit alles Irdiſchen als etwas Unvermeidliches betrachtend; Narren und Weiſen werden am Ende ſtill und alt, aber wie früher wird auf der Welt immer fortgelebt und fortgeſtrebt. Eine Eichendorff'ſche Stimmung durchweht dieſes Zwiegeſpräch — und leiſe erklingt das Lied über den ſtillen Waſſern. Aber viel zu wenig ging vorher, um einen ſolchen Schluß zu rechtfertigen; nur wenn wir das ganze als Frag-

ment auffaſſen, in welchem gerade die Zwiſchen- und Bindeglieder vor dem abſchließenden Zwiegeſpräch fehlen, wird uns das letztere verſtändlich.

Der alte Fiſcher.

Die Sonne will nicht mehr wachen,
Geht hinter dem Walde zur Ruh', —
Es gleitet im Strome der Nachen,
Gleite, gleite nur zu!

Als ich zuerſt geführet
Das Ruder, wie jung ich war!
Und eh' ich's noch recht verſpüret,
Wie grau iſt worden mein Haar!

Da war noch mein Buſen voll Wonne,
Das macht', das Herze war jung;
Da ſchien ſo helle die Sonne,
Jetzt — Abenddämmerung.

Die Ufer verſchwinden, verſchweben,
Die Welle geht ihren Gang, —
Es gleiten Nachen und Leben
Den Strom entlang, entlang!

Noch Mancher wird friedlich hier fahren
Bei Tag' und bei Dämmerung, —
Wohl werden wir alt an Jahren,
Die Welt bleibt ewig jung!

Der Narr.

Der Jugend Brauſen und Schäumen,
Den Becher, mit Blumen umlaubt, —
Erinnern und Sinnen und Träumen,
Das bleibt dem alternden Haupt!

Auf's Morgen die Menſchen harren,
Das Heute macht keinen Halt, —
So werden Weiſe und Narren
Am Ende ſtill und alt.

Es wird wie früher geſungen,
Es wird wie früher geſtrebt,
Ihr Lied allein iſt verklungen
Im Schlußwort: wir haben gelebt!

Es kommen die Wellen und gehen,
Hernieder ſinket die Nacht, —
Und oben an Himmelshöhen
Manch' Sternenauge wacht!

Indem ich dieſes köſtliche Fragment unmittelbar neben „Seemanns Ende“ ſtelle, bezeichne ich zugleich die beiden erſten Gipfelpunkte, welche demnach in die Jahre 1849 und 1856 fallen. Den dritten und höchſten Gipfel erreichte unſer Dichter viele Jahre ſpäter in ſeinen letzten 1873 zu Mitau erſchienenen Gedichten „Aus dem Innerſten“. Hier iſt er echt und groß von der erſten bis zur letzten Zeile, — ſo echt und ſo groß in ſeinem gewaltigen Schmerz wie jener Dulder der griechiſchen Götterwelt, der an den Kaukaſusfels geſchmiedete Titane Prometheus. Und war die Schuld beider nicht eine gleiche? Prometheus brachte den Menſchen das Himmliſche Licht, damit es, als Feuer, leuchtend und wärmend zugleich, den noch halb thieriſchen

Urbewohnern der Erde dienſtbar ſei und ſie einer höheren Entwicklung zuführe; Rehbinder brachte ſeinen Landsleuten den himmliſchen Funken, Poeſie genannt, aus dem eine alle Herzen durchleuchtende und erwärmende Lohe anzufachen das tragiſche Ringen ſeines Lebens blieb. Aber wie der griechiſche Titane für ſein kühnes Unterfangen furchtbarer Strafe verfiel, ſo auch der baltiſche Dichter für ſein raſtloſes Streben, den gar zu realen Sinn ſeiner Landsleute auf den Schwingen ſeiner eigenen Lieder zum Götterhimmel emporzutragen! Von Denen, für die er geſtrebt und gedichtet, nicht verſtanden, mißachtet, ja verfolgt, ſah er ſich zuletzt an den Geierfels der Verzweiflung geſchmiedet. In ſeinem Innerſten nagte der Zweifel an ſich ſelber, an ſeinem Talent, an der Nothwendigkeit und Nützlichkeit all ſeines bisherigen Trachtens — und die Erkenntniß, daß er nimmer zu den Großen gehören würde. Dieſe Erkenntniß allein, ein ſchönes Zeugniß für die ſeltene Fähigkeit, ſich ſelber richtig zu bewerthen, hätte ſein Gemüth durchaus nicht zu

verdüſtern gebraucht. Man kann ein tüchtiger, geachteter Künſtler ſein, ohne an einen Goethe, einen Kleiſt, einen Hamerling, d. h. an das Genie und an die großen Talente, heranzureichen. Das künſtleriſche Streben an ſich entſpringt dem myſtiſchen Innerſten unſeres Weſens, es läßt ſich weder unterdrücken noch aufhalten, es iſt einmal da und muß ſich, ſeinen eignen Geſetzen gemäß, vollenden. Aber Rehbinder war, bei aller Kraft und Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens, doch wieder ſo zart ja gebrechlich veranlagt, daß man von ihm mit Shelley ſagen kann, er war:

Ein offner Nerv, den dieſer Erde Leid,
Von Keinem ſonſt gefühlt, erbeben macht.

Die vielen Enttäuſchungen ſeines Lebens verbitterten ihn von Jahr zu Jahr mehr, der Widerſtand ſeiner durchaus praktiſch veranlagten Landsleute gegen die idealen Beſtrebungen, welche ihm als das Höchſte galten, ließ ihn zuletzt an allem, auch an den guten Seiten jener Landesgenoſſen verzweifeln; er empfand die Heimath

als Wüſte, die Mitmenſchen als Feinde und Peiniger, ſich ſelbſt als ein zu Tode gehetztes Opfer. Und als dann gar der Zwieſpalt in ſeiner eigenen Bruſt — das große Wollen und das im Vergleich damit nur geringe Können, das glühende Sehnen nach Lebensfreude, nach Lebensſchöne und der innerſte Zwang, alles möglichſt ſchwer und ernſt zu nehmen, ihm als grauſiges Schreckgeſpenſt, vor dem kein Entrinnen möglich, bewußt wurde, — da brach er in jene letzten ungeheuren Klagen aus, die uns wie mit Flammenlettern in harten Granit gegraben und auf den 32 Seiten der „Letzten Gedichte“ verewigt erſcheinen. Verewigt? Ja! Denn es däucht mir unmöglich, daß auch dieſe Lieder ſpurlos verhallen ſollten, wie alle andern, welche Rehbinder geſungen hat. Es muß und wird eine Zeit kommen, wo man den unglücklichſten baltiſchen Dichter, der zugleich einer unſerer Edelſten und Beſten war, ſei's auch nur um dieſer letzten Gedichte willen, wieder an den Platz ſtellen wird, der ihm einzig gebührt.

Die drei folgenden, dem Heftchen „Aus dem Innerſten“ entnommenen Gedichte mögen den Leſer über den Werth der ganzen kleinen Sammlung unterrichten. Kritiſche Bemerkungen hinzuzufügen, fühle ich mich außer Stande.

Traum.

Schwarz war die Nacht, — fern hallt der Glocke Ton.
Der Schlummer floh mich, der mich oft gefloh'n;

Bis endlich ſein erſehnter Pfeil mich traf. —
Ein ſeltſam Traumbild ſtörte meinen Schlaf:

Es trat, mit Purpurblumen in der Hand,
Mein todtes Kind an meines Bettes Rand,

Und ſprach, indem es mir die Blume bot:
„Ich lebe, aber ſiehe, Du biſt todt!“

In jähem Schrecken bin ich da erwacht, —
Der Tag brach an — doch in mir blieb es Nacht!

Miſerere.

Allein in finſt'rem Brüten, dumpfer Schwüle,
Des Glücks, der Hoffnung und der Liebe bar,
In dunkler Nacht auf gramdurchwühltem Pfühle
Zerrauf' ich mir mein graugeword'nes Haar!
Kein Glühen mehr, kein Ringen und kein Streben,
Die Welt ſo leer, ſo ſchaal der Sonne Licht, —
Ich wein', ich wein' um mein verlor'nes Leben,
Erſchöpft zum Tode, — und mein Herz zerbricht.

Die Thräne lindert nicht den bittern Schmerz,
Sie ſänftigt nicht das Ringen banger Stunde;
Nein, herb und glühend fällt ſie auf das Herz
Und bohrt ſich tiefer in die Todeswunde. —
Weshalb der tolle Spaß, des Lebens Noth,
Weshalb der jämmerliche Daſeinsſcherben?
Verfehltes Leben und ruhmloſer Tod!
Langſam verröcheln, — einſam ſterben — ſterben!

Finis.

Und ſo zerſchlag' ich meine Leier,
Die nicht getönt, wie ich gewollt;
Die Lieder ſchleud're ich in's Feuer:
Sie klangen nicht, wie ſie geſollt.
Fürwahr, es war ein ernſtes Ringen,
Es war die zwingende Gewalt,

Aus vollem Herzen war's ein Singen,
Doch ach, es iſt verweht, verhallt.

Wie träumte ich in jungen Tagen
Mich ſelig in der Dichter Kreis, —
Wie hat das junge Herz geſchlagen
Beim Bild der Zukunft, voll und heiß!
Umſonſt; was mir in's Herz gezogen,
Wo blieb es bei des Lebens Graus?
Was ich gehofft, es iſt verflogen
Wie Blätter bei des Sturmwinds Braus.

Nicht wird die ferne Zeit mich kennen,
Die Zeit, die Wen'ge hält und kennt —
Nicht wird man meinen Namen nennen,
Wenn man der Beſten Namen nennt.

Verſchwunden, ſtille und vergeſſen
Dahin, wie ein verlöſchtes Licht!
Iſt's meine Schuld? — Kann ich's ermeſſen,
Täuſcht' ich mich ſelbſt? Ich weiß es nicht!

Ich werde hingeh'n wie ein Traum,
Wie Wolken, die am Himmel jagen,
Wie Schaum von wilder Wellen Saum, —
Wer wird, wo ſie geblieben, fragen?
Die Tage geh'n, die Tage kommen
Und neue Blüthen bringt die Flur.
Wo ſind die frühern hingekommen?
Der Wandrer findet keine Spur!

Ich habe ſtets mein Leid getragen
Allein und ſtark und ſtolz und ſtumm!
Um Hülfe tönten nicht die Klagen,
Ich ſah mich nicht nach Mitleid um:

Nur dieſes Mal laßt, gleich dem Schwane
In Todeskampf und herber Pein,
Ausſingen mich von meinem Wahne,
Dann ſterben ſtille und allein.

Das Schickſal hat mir nicht gegeben
Des Lebens Glück, den reichen Sang —
Es gab mir nur das Dichterleben:
Kurz, trüb' und ſchwer zerriſſ'ner Klang!
Es gab das Erbtheil mir der Sänger:
Auf Erden nie ein Morgenroth —
Nur Nebelgrau'n, nur kalte Dränger,
Dann früh und ſtill — den Dichtertod.

Der Dramatiker.

Trotz ſeiner ſchon auf lyriſchem Gebiete hervortretenden Selbſtbeſchränkung auf eine ganz beſtimmte Art von Gefühls-, Stimmungs- und Reflexionspoeſie war Rehbinder andrerſeits doch vielſeitig genug veranlagt, um ſich nicht nur lyriſch und lyriſch-epiſch, ſondern auch dramatiſch — und zwar vollwichtig — zu bethätigen. Ja, das Zerfahrene, Gequälte, Saloppe in der äußeren Form iſt bei dem Dramatiker Rehbinder faſt durchweg einer wohllautenden, leicht dahinfließenden Diktion gewichen. Wenn uns in den „Neuen Gedichten“ vom Jahre 1848 noch ſo Vieles unreif, dilettantiſch, ja geradezu formlos erſcheinen muß, ſo trägt das nur ein Jahr ſpäter zur Veröffentlichung gelangte Trauerſpiel „Rizzio“ den Stempel vollkommener Beherrſchung aller für das Drama unumgänglicher Kunſtmittel. Nicht als ob unſer Dichter auf dramatiſchem Gebiet ein ganz neues Geſicht zeigte. Schon die Stoffe, welche er

wählt, ſind meiſt von einer finſteren Tragik. Nicht dem Schönen, wie Goethe in ſeiner Iphigenie, nicht dem Rührend-Ergreifenden, auch nicht dem Erhabenen wandte ſein Künſtlerblick ſich zu. Der mit Schickſalsmacht in den Kreis des Lebendigen einbrechende Tod, in ſeiner ganzen Furchtbarkeit, der tiefſte Fall unmittelbar vor dem höchſten Gipfel des Glücks, der Triumph der Bosheit über alles Reine, Gute und Hohe — das ſind die Löſungen, welche Rehbinder in ſeinen dramatiſchen Werken bevorzugt. Er bleibt auch als Bühnendichter Peſſimiſt und in Schrecken und Verzweiflung klingen ſeine Tragödien aus. Aber auch noch ein ganz beſonders teufliſches Element, ſeinen gleichſam verleiblichten Glauben an die weltbeherrſchende Kraft des Böſen, fügt er denſelben ein. In dem lyriſchen Drama „Herzlos“ ſpaltet ſich dieſes Element noch in zwei getrennte Individualitäten. Dolores, das engelſchöne Weib ohne Herz, verſinnlicht uns die eine Seite des Perverſen, den rückſichtsloſen Egoismus, das kaltberechnende Streberthum, während Gaſton die zügel-

loſe Leidenſchaftlichkeit darſtellt, welche erſt nach einer Reihe von Enttäuſchungen und Kränkungen zur Bosheit wird. Lord Ruthwen in „Rizzio“ aber und Bodo in „Ein Ring“ gehören derſelben weitverbreiteten Familie an, deren Urväter (Richard, Jago, Edmund) ſchon Shakeſpeare mit flammendem Griffel in das Buch der Weltlitteratur gezeichnet hat.

Die erſten dramatiſchen Produkte Rehbinder's finden ſich in dem von ihm herausgegebenen „Baltiſchen Album“, welches 1848 erſchienen iſt. Das erſte dieſer Jugendſtücke „Glaube, Liebe, Hoffnung“, dramatiſches Gedicht in einem Akt, iſt ein bloßer Verſuch, eine beſtimmte Welt- und Lebensanſchauung in dramatiſche Form zu kleiden; die Handlung gleich Null, die Charaktere nur angedeutet, der Held ein Byron'ſcher Typus, nur ohne jedes titaniſche Element, die Löſung eine ſchwächliche, ganz unorganiſch mit dem Vorhergehenden verknüpfte und darum unmögliche, das Ganze dialogiſirte Reflexionspoeſie — nichts mehr. An ſo manches Ge-

dicht der ersten Sammlung „Blätter“ gemahnen uns folgende Worte des an Allem verzweifelnden Helden dieser dramatischen Dichtung:

Ich hoffte viel: man höhnte mir entgegen,
Ich suchte Edelmuth, — fand Niederträchtigkeit,
Fand Fluch, wo ich gesäet zum Segen,
Fand alles elend weit und breit, —
Fand alles niedrig, alles eitel,
Und keinen Menschen in der Welt, —
Ihr Gott war Titel, Rang und Beutel,
Ihr Alles, ihre Seel' das Geld!
Ich sah den Guten fortgetrieben,
Den Schlechten hoch im Kranz der Ehr'!
Kein edler Funke war geblieben,
Und Alles, was die Menschen trieben,
Es war nicht groß, es war nicht hehr! —

Mit dem, was mir im Buſen flammte,
Stand ich verlaſſen und allein, —
Mit dem, was mir vom Himmel ſtammte,
Schien ich auf Erden ſchlecht zu ſein! —

Weder für die Bühne ſich eignend, noch in der Kompoſition irgend welche künſtleriſche Geſchloſſenheit aufweiſend, enthält das zweite Stück „Herzlos“ doch ein paar pſychologiſch richtig entwickelte und natürlich gezeichnete Charaktere: die Heldin Dolores, den Hauptmann Gaſton und den Troubadour Silvio. Im Uebrigen iſt es eine im romantiſchen Stile gehaltene Reihenfolge von Bildern, in welchen das lyriſche Element entſchieden vorherrſcht. Die Scene iſt Spanien, bekanntlich auch ein Eldorado der Romantiker; die handelnden Perſonen erſcheinen demgemäß in die Sonnengluth ſüdlicher Leidenſchaftlichkeit getaucht, der Dichter findet, ohne daß er weit darnach zu ſuchen brauchte, effectvolle Motive in Hülle und Fülle.

Schilderungen der ſüdlichen Natur, der ſüdlichen Lebensluſt (Maskenball), des ſüdlichen Temperaments ſind hier nicht nur am Platze, ſondern drängen ſich gleichſam von ſelbſt heran. In vielen dieſer Einzelheiten verräth Rehbinder den echten Poeten, ohne doch das Ganze in künſtleriſcher Weiſe „verdichtet" zu haben. Der Ausgang der einfachen Handlung gehört zu jener, bereits charakteriſirten Gattung von Schlußeffecten, die ſo ganz in Rehbinder's Natur, in ſeiner Welt- und Lebensanſchauung lagen. Nachdem die ſchöne Dame Herzlos, bekanntlich eine Art ewige Jüdin, welche in dieſem Stücke zur Abwechſelung den ſpaniſch vollklingenden Namen Dolores trägt, ihre beiden Hauptanbeter unter einander entzweit hat, in Folge deſſen der hitzigere von Beiden den ſanfteren auf einem öffentlichen Maskenball ermordet, — ertheilt ſie dem erſteren in überaus kränkender Form einen bündigen Korb — und heirathet, worauf die ganze Intrigue mit den beiden armen Nebenbuhlern von Anfang angelegt war, den reichen und mächtigen Grafen Tarragona. Glänzend wird

die Hochzeit gefeiert; an der Schwelle des Brautgemachs aber fällt die von ihrem langerſehnten, mit allen Mitteln erſtrebten, nun endlich errungenen Glück berauſchte Kokette dem rächenden Dolch des verſchmähten Liebhabers (Gaſton) zum Opfer.

Auf einer ganz anderen, weit höheren Stufe ſteht Rehbinder in dem zweiaktigen „Romantiſchen Gemälde" — es könnte mit größerem Recht einfach „Charakterbild" heißen — „Ein Tag Ludwigs XI.," welches den Schluß des genannten Albums bildet. Das kleine Werk beſitzt drei große Vorzüge: eine für den dramatiſchen Zweck genügende, in ſich geſchloſſene, fortſchreitende Handlung, einen mit großem Talent gezeichneten, überaus complicirten, ungewöhnlichen Charakter und endlich eine dem Inhalt angemeſſene äußere Form. Man könnte allerdings darauf hinweiſen, daß viele Perſonen die Bühne nur betreten, um den Charakter des im Mittelpunkte ſtehenden Königs nach dieſer oder jener Seite hin noch heller zu beleuchten, die vielen einander widerſprechenden Eigenſchaften

dieſes überaus merkwürdigen Naturſpiels eine nach der andern gleichſam an's Bühnenlicht hervorzulocken. Aber iſt eine ſolche Praxis tadelnswerth? Sämmtliche Dramen Friedrich Hebbel's z. B. ſcheinen das Gegentheil beſagen zu wollen. Feſt ſteht jedenfalls, daß durch das flüchtige Erſcheinen des Franz von Paula, des Kaufmanns Pineton, der Wittwe Bernarde unſere Kenntniß von Ludwigs Charakter weſentlich vertieft und erweitert wird, und darauf kommt es in einem derartigen dramatiſchen Charakterbilde doch einzig an. Die Liebesgeſchichte zwiſchen Parette und Lanzelot iſt reizend dargeſtellt und bildet, trotz ihrer Kürze, das eigentliche dramatiſche Rückgrat des ganzen Stückes. Daß dieſes letztere keinen Separatabdruck und darum auch keinen Neudruck erfahren hat, iſt eines jener ſeltſamen Fragezeichen, welche leider ſo häufig zwiſchen einem guten Buch — und einem ſchlechten Publikum zu ſtehen pflegen! . . .

Ein Jahr darauf gab Rehbinder ſeinen „Rizzio“ heraus, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, und zweifellos

das bedeutendste dramatische Produkt, welches bislang aus den Ostseeprovinzen Rußlands hervorgegangen ist. Der Titel schon besagt uns, wovon das Stück einzig handeln kann. Es ist die unglückselige Liebesgeschichte der schottischen Maria und ihres Geheimschreibers, des italienischen Sängers Rizzio, welcher dem Neide der schottischen Edlen und, von diesen aufgestachelt, der Eifersucht des König-Gemahls Darnley zum Opfer fiel. Man erwarte nicht, bei Rehbinder ein von dem Schillerschen wesentlich abweichendes Charakterbild der Maria zu finden. Die Tradition des größten deutschen Dramatikers war noch allzu lebendig, die geschichtlichen Quellen über das Leben der Maria Stuart noch nicht in vollem Umfange erschlossen. Aber die Maria Rehbinder's steht noch in der Blüthe ihres Lebens. Aus Frankreich vor Kurzem erst nach dem rauhen, nebeltrüben Schottland zurückgekehrt, dessen Volk von religiösen und politischen Wirren zerrissen, dessen Adel an Sitten roh, in Worten und Handlungen gewaltthätig, sieht sie, die Katholikin, die „Fremde“,

ſich mitten in den wildtobenden Parteienkampf geſtellt, weiß ſich von den mächtigen Lords gehaßt, vom Volke nicht geliebt, von ihrem aus der Mitte dieſer Lords erwählten Gemahl vernachläſſigt und beargwohnt. Verrätherei umlauert ſie überall, ihr Gatte ſtrebt nach der Macht, welche nur ſie, die Königin, auszuüben ein Recht hat; und um den Schwächling, der wohl nach Macht lüſtern aber dieſelbe nicht allein zu erringen fähig iſt, ſammeln ſich die Unzufriedenen. Was Wunder, daß das ſchwärmeriſch veranlagte, von ihrem Gottesgnadenthum aber dennoch tief durchdrungene junge Weib zwiſchen königlichem Machtbewußtſein und der Sehnſucht nach Ruhe in einem ſchöneren milderen Lande ſchwankt. Da bietet ſich ihr in dem Sänger Rizzio ein Halt, eine Stütze dar; an ſeinem idealen Sinn, ſeinem reichen Gemüth, ſeiner grenzenloſen Ergebenheit richtet ſie ſich auf, wenn die trüben, kalten Wogen des Alltagslebens über ihr zuſammenzuſchlagen drohen, — ſein ſicherer Mannesblick, ſein ritterlicher Muth aber geben ihrem königlichen Kraft- und Rechts-

bewußtſein immer wieder neue Nahrung. Sie ſieht in Rizzio ihren einzigen Freund — er aber liebt die ſchöne Königin. Und wie ein Funke den andern zeugt, wie die Freundſchaft einer Frau zu einem Manne ſtets in Liebe ſich zu wandeln pflegt, ſo bricht auch hier endlich über Beide das Unvermeidliche herein. Das Weib will unterliegen — aber die Königin zwingt ſich ſelbſt zur Entſagung. Zu ſpät — der Verrath hat ſeine Schuldigkeit gethan! der dämoniſche Ruthwen, deſſen frevles Liebesgeſtändniß Maria zurückgewieſen und mit Verachtung geſtraft, hält alle Fäden in den Händen. Die Verſchwörung, an deren Spitze thatſächlich er, pro forma aber der königliche Schwächling Darnley ſteht, kommt zum Ausbruch — und Rizzio wird, von den Füßen ſeiner Beſchützerin geriſſen, ſchmählich hingemordet. Das alles vollzieht ſich im großen dramatiſchen Stile, wie wir ihn ſeit Goethe und Schiller gewohnt ſind. Die Sprache, der fünffüßige Jambus, iſt eine edle, mit hoher Kunſt der Charakteriſierung gehandhabte; daß ſie ſich knorriger und gedrun-

gener giebt als die Schiller's gereicht ihr eher zum Vortheil als zum Schaden. Trotz des vorherrschenden weiblichen Elements, vertreten durch die Königin selbst, durch die Hofdame Katharina, welche Lord Ruthwen verführt hat und als Spionin zu seinen Zwecken mißbraucht, und durch die liebliche Alice, deren Herz für Rizzio schlägt, waltet in dem Stücke doch ein durchaus männlich-kraftvoller, ritterlicher Geist. Rizzio ist nicht nur ein schwärmender Poet, sondern auch ein kluger Rathgeber und tapferer Kavalier; Ruthwen gemahnt uns in seiner düsteren Wildheit, gepaart mit skrupelloser Verschlagenheit, an einen jener von den Dunkel-Alben herstammenden Recken grauer Vorzeit, wie Hagen Tronje einer war; die Lords sind wüste, kraftvolle Gesellen, nur Darnley erscheint als das, was er thatsächlich gewesen, als eitler, schwächlicher Streber, als ein viel wollendes, nichts vermögendes Werkzeug in den Händen thatkräftiger und schlauer Hintermänner. Gleich die Exposition des Dramas, das Gespräch der beim Würfelspiel sitzenden Leibwächter,

iſt ebenſo kurz wie meiſterhaft: wir werden mit einem Schlage in medias res, d. h. in das von politiſchen und religiöſen Wirren zerriſſene Schottland verſetzt und erfahren, welcher Meinung die Soldaten und das Volk über ihre Königin, über Darnley und die Lords ſind. Der erſte Aufzug macht uns dann mit Katharinas inneren Kämpfen und mit dem Verhältniſſe, in welchem ſie zu Ruthwen ſteht, bekannt, zeigt uns den dämoniſchen Zauber, welchen letzterer auf ſie ausübt, führt Darnley und die Lords vor und ſchließt mit einem düſtern Ausblick in die Zukunft: Ruthwen wächſt vor unſern Augen zu ſeiner ganzen finſtern Größe empor, — ſeinem Bann verfallen der König und die Lords . . .

Ein Reich edler Schöne und ſanfter Wehmuth thut ſich mit der erſten Scene des zweiten Aktes vor uns auf. Rizzio preiſt in einem Liede die Wunder Italiens und der Königin Seele entſchwebt auf den glänzenden Fittigen der Sehnſucht in jenes Märchenland. Im weiteren Verlaufe erfahren wir von Rizzio's Leidenſchaft für

Maria und von Alicens Liebe zu Rizzio, aber wir fühlen auch ſchon das Zittern und Kämpfen im Herzen der Königin — und die in einander verſchlungenen Verhältniſſe aller dieſer Perſonen verdunkeln den Zukunftshorizont immer mehr. Im dritten Aufzuge kommt es zu einem harten Zuſammenſtoß zwiſchen Ruthwen und dem verhaßten Nebenbuhler Rizzio, dann aber ſteigert ſich die Handlung zu ihrem Mittelgipfel, der großen Scene, in welcher Ruthwen der Königin ſeine Liebe bekennt und von derſelben zuerſt mit ruhiger Hoheit, dann mit zorniger Verachtung zurückgewieſen wird. Jetzt iſt der Stein im Rollen: der Wüthende demaskirt ſich vor Katharina, die ihn leidenſchaftlich liebt, verſtößt und verhöhnt ſie. Zwiſchen der Königin und Rizzio kommt es dann zu einer dramatiſch höchſt wirkſamen Scene: er erklärt Maria, ihr zu Füßen ſitzend, ſeine Liebe, was ſie nicht ohne leidenſchaftliche Antheilnahme zu hören vermag; im Hintergrunde erſcheinen Ruthwen und der König einen Augenblick lang die ſcheinbar ſo „bedeutſame Gruppe“ betrachtend.

Der vierte Akt bringt die weitere Entwickelung, der fünfte die tragiſche Löſung: Katharina, die Verrätherin, die Verführte und Verſtoßene, fleht die Königin um Vergebung an, welche ihr von der Hochgütigen auch zu Theil wird; denn das Innerſte des armen Mädchens erſcheint unheilbar krank, in nächſter Zukunft kann der Wahnſinn ausbrechen. Aus einer Erregung wankt Maria in die zweite hinein: Darnley kommt, von ihr ſelbſt gerufen, zu einer Ausſprache. Er zeigt ſich dabei in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit; Ruthwen und die Lords hinter ſich wiſſend, ergeht er ſich in trotzigen Tiraden und frechen Schmähungen; er hat Rizzio zu der Königin Füßen geſehen, das ſcheint ihm Beweis genug. Mit der edlen Leidenſchaft des im Purpur geborenen aber auch königlich gearteten Weibes weiſt Maria ihn zurück, — ſeine Antwort iſt kindiſche Wuth. Den Schwächling nimmt Ruthwen unter ſeine Flügel und zwingt ihn zu dem Verſprechen, der Rache, welche die Lords ſinnen, freien Lauf zu laſſen. Ein Banquett der letzteren, auf dem ſowohl der im

Uebermaß genoſſene Wein, als auch der herbeigeeilte Ruthwen die Leidenſchaften entflammt, beſchließt den vierten Aufzug ... Trübe und ſchwer laſtet die Ahnung nahenden Unheils auf dem Hofe der Königin. Die liebliche Alice, deren Neigung von Rizzio nicht erwiedert werden kann, nimmt von Maria Abſchied, um in ein Kloſter zu gehen; dann erſcheint Rizzio, um aus der Königin Munde ſein Urtheil zu vernehmen:

Maria (ernſt).

Der Schleier des Vergeſſens
Iſt über die Vergangenheit geworfen. —
Nie darf ein Wort, — hörſt Du, — nie darf ein Blick
An jene Stunde uns erinnern, — nimmer
Darf ſie uns wiederkehren! — Schwöre mir's!

Nur ihr Freund ſoll Rizzio bleiben — mehr darf ſie ihm nicht bieten, wie ſehr ihr Herz auch dagegen ſtreiten mag. Aufgefordert ein Lied zu ſingen, ergießt Rizzio ſeine Schmerzen in eine düſtere Ballade mit dem Schlußrefrain „Der Mörder, der flieht in die Ferne".

Aber in Wahrheit iſt der Mörder nahe. Trunken und wüthend ſtürmen Darnley, Ruthwen und die Lords in der Königin Gemach; nach kurzem Kampf wird Rizzio entwaffnet und von der beſtialiſchen Horde in's Vorgemach geſchleppt, wo er unter ihren Degenſtichen verblutet. Das Böſe triumphirt, wie wir's bei Rehbinder gewohnt ſind, aber auch die Rache kommt noch zu Worte. Maria, das ſchwärmeriſche, edle Weib, wandelt ſich zur Rachegöttin um — und vor uns ſteigt eine gräuel- und todesſchwangere Zukunft in finſtrer Ungeheuerlichkeit empor — Darnley's Ermordung, die unglückſelige Ehe Maria's mit Bothwell, ihre Gefangenſchaft in England, ihr letzter Gang auf's Schaffot.

Maria.

So werf' ich vor dem Angeſicht des Himmels
Des Weibes Sanftmuth von mir ab für immer! —
So werf' ich von mir Thränen, Kummer, Klage,
Und jede feige Duldung früh'rer Zeit! —
Entſetzlich ſchreit die Frevelthat um Rache,
Unſchuld'ges Blut zum Himmelsthron empor! —
Und Rache ſei mein Amt und meine Sendung,
Sei mein Gefühl, mein Traum und mein Gedanke.
Mich ſoll des Himmels Sonne nicht beſcheinen,
Mir keine Blume duften, — jeder Blick
Mich fliehen, wie man flieht vor Ungeheuern, —
Das Grab eröffne ſich dem Körper nicht, —
Wenn ich den fürchterlichen Schwur verletze! —
Ich bin kein Weib mehr, fühl' kein Weiberherz,

Ich bin der Rache flammender Gedanke, —
Und was mir glühend jetzt die Bruſt durchwühlt,
Soll zehnfach glühender ihr Herz durchwühlen! —
Ihr machtet mich zur Tigerin, — wohlan!
Ich ſuche meine Beute!

(Mit furchtbarer Kraft)

Heinrich Darnley!

Die fürchterliche Wetterwolke naht,
Und allverheerend wird ſie ſich entladen!

Erſt im Jahre 1851 trat Rehbinder wieder mit einem dramatiſchen Werke hervor. Das vieraktige Trauerſpiel „Ein Ring“ iſt ebenfalls bühnenwirkſam, d. h. im Aufbau der Handlung und effektvoller Steigerung durchaus vollendet, auch die Sprache läßt wenig zu wünſchen übrig, um ſo mehr freilich der diesmal gewählte Stoff. Dergleichen Ritter-Schauerſpiele finden kein Publikum mehr.

Die Motive, die Verwicklung, die Löſung — alles erſcheint abgebraucht, veraltet. Wir bewundern die Kunſt, mit welcher es Rehbinder wieder gelungen iſt, das Perverſe, in der Geſtalt des Bodo, zu verkörpern, und ſchaudern vor dem an das Jugendwerk „Herzlos“ erinnernden grauſenvollen Schluſſe zurück, aber der Geſammteindruck bleibt ein matter, halber.

Sollen wir nun noch von dem letzten dramatiſchen Erzeugniß unſeres Dichters reden? Das moderne Theater kann freilich nicht mehr in Betracht kommen. Vielleicht daß in einer beſſeren Zukunft, wenn die Schaubühne wieder zu dem geworden ſein wird, was ſie bei den Griechen, was ſie unter Goethe's Leitung in Weimar, unter Immermann's Direktion in Düſſeldorf geweſen, — vielleicht, ſage ich, daß dann auch die Zeit für Rehbinder's „Jeſus von Nazareth“ gekommen ſein wird; einſtweilen kann das Werk nur Buchdrama bleiben und uns, als ſolches, ein lebendiges Zeugniß von des Dichters edler und freier Weltanſchauung ablegen.

In ſchwärmeriſcher Begeiſterung ſchaut Rehbinder zum Heiland auf — aber ſein Blick iſt nicht der eines mittelalterlichen Myſterien-dichters. Trotzdem würde man ſich ſehr irren, wollte man voraus-ſetzen, daß der Jeſus unſeres Dichters ſich in philoſophiſchen Be-trachtungen und rationaliſtiſchen Reflexionen ergehe, — im Gegen-theil, es iſt durchaus der Heiland der Evangelien, welcher göttlich-milde und menſchlich-heiter im Mittelpunkt der kunſtvoll verſchlun-genen Handlung ſteht. Jedes Wort, das aus ſeinem Munde geht, iſt wahr, ſchlicht und groß und trägt den Stempel evangeliſcher Natürlichkeit und Kindlichkeit. Aber all dieſe aus dem heiligen In-nerſten Jeſu hervorblitzenden Strahlen einer neuen Welt- und Menſchheitsſonne brechen ſich in den Augen ſeiner Umgebung auf die verſchiedenſte Weiſe. Ein Zeuge dafür iſt Judas, der Meſſias-gläubige Jude, welcher, von Chriſti erhabener Perſönlichkeit über-wältigt, in ihm den Befreier Iſraels vom Römerjoche und den Meſſianiſchen König, von dem die Propheten geweißſagt, zu erkennen

glaubt. Auf dieſen Glauben ſich ſtützend, durch Jeſu Handlungsweiſe aber verwirrt und bedrängt, will er den Meiſter zwingen, ſich als Meſſias zu offenbaren. Darum überliefert er ihn den Prieſtern. Als im Garten Gethſemane die Schergen der Gewalt den Heiland ergreifen und feſſeln, ruft der Verräther aus:

Jetzt wird die Herrlichkeit ſich offenbaren! —
Nun iſt der Augenblick gekommen, wo
Sich göttlich der Meſſias zeigen muß! —
Nun öffnet ſich der Himmel; ſeinem Glanz
Entſteigen unzählbare Legionen
Zum Kampfe für den Herrſcher Iſraels!
Der Engel Feuerſchwert zerſchmettert ſeine
Verfolger, ſeine Feſſeln fallen ab,
Auf ſeinem Haupte loht die Weltenkrone
Und alle Reiche jauchzen ſeiner Glorie! —

Aber der Himmel ſchweigt. Kein Wunder geſchieht. Wie jeder andere ſchwache Menſch wird Jeſus vor die Gerichte geführt. Da bricht Judas voll Entſetzen zuſammen: er hat um eines Wahnes willen verrathen und gemordet, er iſt ein gemeiner Verbrecher geworden. Anders als Judas ſteht Barabbas, der Aufrührer, zu Jeſus und ſeiner Lehre: er fragt nicht darnach, ob letzterer der Meſſias ſei, er fragt nur, ob Jeſus ſeine geiſtige Macht zu weltlichen Zwecken benutzen wolle oder nicht, ob er geſonnen ſei, ſeine Anhänger mit dem Schwerte zu waffnen und ſie gegen Prieſterherrſchaft und Römerjoch zu führen.

Jeſu Antwort:

Ich komme nicht, zu kämpfen mit dem Schwert,
Da Friede meine Sendung iſt —

verſetzt den Wilden in höchſte Wuth; er flucht dem Meiſter, dieſer aber ſegnet ihn. Barabbas kehrt zu ſeinen Geſellen in die Berge

zurück, von wo aus er eine Art Guerilla-Krieg, voll Raub und Mord, führt. Später ermordet er in Jerusalem den Gamaliel einen Vertrauten des Kaiphas, und wird bei dieser Gelegenheit gefangen. Vorzüglich charakterisirt sind auch Pilatus, Maria Magdalena und sämmtliche Priester. Gegen diese letzteren und somit gegen jede Priesterherrschaft wendet sich unser Dichter in diesem Werke mit besonderer Schärfe und Kraft, das Priesterregime zugleich als düstern Hintergrund benutzend, von dem das Reich christlicher Freiheit und Liebe sich um so glanzvoller abhebt.

Ich kann aus von mir unabhängigen Gründen gerade auf dieses tiefdurchdachte, groß angelegte und reifste Werk Rehbinder's leider nicht näher eingehen, bin aber überzeugt davon, daß es den „Letzten Gedichten" an künstlerischem Werthe nicht nachsteht, ja die Weltanschauung und die Ideale des Dichters viel reiner und erhebender zum Ausdruck bringt als jene an Allem verzweifelnden Nachtgedanken eines durch jede Art von Unglück gebrochenen Dichter-

geiſtes. „Aus dem Innerſten“ und „Jeſus von Nazareth“ ſind Rehbinder's koſtbarſte Vermächtniſſe an eine ihrer durchaus unwürdige Nachwelt. Laſſet uns auch hierin, wie in allem Anderen, auf eine beſſere Zukunft hoffen! Wie ſagt doch Nietzſche: „Die Gegenwart iſt etwas, das überwunden werden muß...“

Nicht nur als Dichter, auch als Sammler und Förderer der Poeſie in Baltiſchen Landen hat ſich Graf Nikolai Rehbinder verdient gemacht. Bereits im Jahre 1848 gab er ein „Baltiſches Album“ heraus, deſſen ſtattlicher Band neben vielen Beiträgen des Herausgebers ſelbſt auch ſolche von dreizehn der Dichtkunſt huldigenden baltiſchen Zeitgenoſſen enthält. Die Jahre 1854, 55 und 56 brachten dann je ein neues „Allen edlen Frauen“ gewidmetes Bändchen unter dem Titel „Muſenalmanach der Oſtſeeprovinzen Rußlands“. In jedem dieſer zierlichen Büchelchen finden

ſich, neben vielem Mittelmäßigen, immer auch einige wahrhaft vollendete poetiſche Produkte. Nicht ohne Rührung habe ich dieſe Zeugen einer, was poetiſche Beſtrebungen anlangt, regſameren Zeit durchgeſehen. Die fleißige Studie Rehbinder's „Die belletriſtiſche Litteratur der Oſtſeeprovinzen Rußlands von 1800 bis 1852“ ſtellt ihm als Sammler und Beurtheiler ein glänzendes Zeugniß aus. Auch könnte ich noch von dem Proſaiker reden — aber was liegt daran! Rehbinder's 1848 in Reval erſchienene „Eſtländiſche Skizzen“ ſind harmloſe, hin und wieder etwas ironiſch zugeſpitzte Geſchichten, die ehſtniſche Sage vom Krat aber gleichſam nur „in Umriſſen“ erzählt. Auch die im „Baltiſchen Album“ enthaltene Erzählung „Der Freiherr von Bern“ erhebt ſich kaum über das Niveau gewöhnlicher humoriſtiſcher Unterhaltungslektüre. Nicht in ſolchen Dingen lag Rehbinder's Stärke; die Poeſie allein und zwar eine in gewiſſem Sinne kosmopolitiſche Poeſie war ſein Gebiet. Dem ferner Stehenden mag es auffallen, daß

ſich unter allen ſeinen Gedichten kein einziges provinzielle Stoffe behandelndes findet. Die baltiſche Geſchichte, die ehſtniſche und lettiſche Sagen- und Märchenwelt ſind an poetiſchen Stoffen doch wahrlich reich genug! Gewiß, aber das Auge des Dichters war ein ſtets ſehnſüchtig in die Ferne blickendes — und die trüben Erfahrungen, die er gerade in ſeiner Heimath gemacht oder zu machen geglaubt, konnten nicht dazu beitragen, ihn aus jenen erſehnten Zeiten- und Völkerfernen zur heimiſchen Scholle zurückzulenken. Und doch iſt dieſe Scholle auch ihm lieb und vertraut geweſen, was aus ſo manchem ſeiner Gedichte, wenn auch nur „verſchleiert", zu uns ſpricht. Wie ſollt' es auch anders ſein? das Land der Geburt, der Erziehung und Bildung bleibt ſtets unſere „engere Heimath", mögen wir den Landesgenoſſen, bis auf Wenige vielleicht, auch noch ſo fremd gegenüberſtehn. Hier entſcheidet einzig die Scholle — hier heißt es mit Recht:

Preiſt Eures Volkes Sprache nur und Sitten,
Erhebt es über andre Nationen —:
So lange Menſchen unter Menſchen wohnen,
Wird immerdar der alte Kampf geſtritten!

Ich habe nie an ſolchem Wahn gelitten —:
Den Geiſt der Menſchheit ſeh' ich herrlich thronen
Hoch über Landesgrenzen, Erdenzonen,
Ihn pachteten nicht Franken, Deutſche, Britten!

Doch lieb' ich meiner Heimath Erdenſcholle,
Lieb' die Natur, in der erwacht mein Leben
Und häng' an ihr mit zartem Seelenbande;

Italien, das duft- und farbenvolle,
Würd' ich dahin für eine Wieſe geben,
Für einen Wald an unſerm Oſtſeeſtrande! *)

* *
*

*) Dieſes Sonett erſchien zuerſt in der „Libauſchen Zeitung", ſpäter nochmals in meinem Buche „Die Religion des Erbarmens" (Berlin 1887).

Aus einem für ideale Beſtrebungen durchaus ungünſtigen Boden erwachſen, einem damals noch partikulariſtiſch in ſich abgeſchloſſenen, aber doch ſich ſelber nicht angehörenden Lande entſtammt, — den durch eine Jahrhunderte lange Geſchichte, voll Kampf nach Außen und voll Bruderzwiſt im Innern, großgezogenen praktiſchen, auf's Nächſte und Nützlichſte gerichteten Sinn ſeiner Landsleute nicht als das Höchſte im Leben anerkennend, aus der feudalen Dumpfheit und Dünkelhaftigkeit jener Zeit ſich ſtürmiſch hinaus ſehnend, dabei, ſeiner innerſten Natur nach, ſelbſtquäleriſch und mißtrauiſch geartet, mußte Rehbinder genau das werden, als was wir ihn in den vorhergehenden Blättern kennen gelernt haben: ein Dichter der großen, unſeligen Leidenſchaft für alles Freie, Edle und Schöne, ein an der Welt und den Menſchen verzweifelnder, weil von ihnen nicht verſtandener, Schwärmer. Aber nicht wie ſein unvergleichlich viel größerer Vorgänger brach unſer Dichter am Schluſſe ſeines nordiſch-trüben Lebens in ein tolles Hohngelächter

aus (Byron's „Don Juan"), nicht wie jener Dichterlord mit dem Apollokopf und dem Teufelsfuß rief er, den Weltſchmerz eines eitlen Lebemannes laut verkündend:

„The best of life is but intoxication!"

Nein, — er verfocht, trotz aller Enttäuſchungen und Entmuthigungen, ritterlich das Höhere im Menſchen und vertrat die Rechte der Kunſt, der Freiheit, der Nächſtenliebe! Zeuge deſſen ſo manche ſeiner Gedichte und die erhabene Tragödie ſeines „Jeſus von Nazareth". Mit den Dämonen ſeines äußeren und inneren Lebens aber rang er in Nacht und Einſamkeit wie ein Mann. Das kühne Dichterauge feſt auf jenes „Unbegreifliche", jenes „Fenſter im Univerſum", durch welches der Forſcher in endloſe Finſterniß hinausblickt, heftend, fragt er zweifelnd und bangend:

Wir armen Eintagsfliegen, Spreu und Staub,
Ein Nichts, ein Hauch, des ſichern Todes Raub, —
Und können doch die Welt im Buſen tragen! —
Wer kann uns ſolchen Räthſels Löſung ſagen?

Und der ihn verkennenden und verfolgenden „Mehrheit“, genannt Publikum, hält er das ſtolze Wort entgegen:

Beim ew'gen Licht, ich fühl's, ich bin ein Dichter,
Ich bin ein Dichter, ob's auch Niemand hört —
Und deshalb nur verfolgt mich das Gelichter,
Weil Dichterſinn ihr ſtumpfes Daſein ſtört!

Wahrlich, dieſer Mann war, trotz aller Grenzen ſeines Könnens, eine eigenartige, reiche und tapfere Individualität, welche ſich uns Nachgeborenen wohl zum Vorbilde eignen mag. Denn die Zeit,

n der wir leben, iſt klein — trotz der großen Kapitaliſten, der großen Kanonen, der großen Staatsſchulden — und ihre Götter ſind verächtlich. Die unheilige Dreieinigkeit Geld, Mode, Politik und ihr unermüdlicher Wegebahner, die Tagespreſſe, regieren unumſchränkt und ſtempeln das zu Grabe gehende Säculum zu einem Jahrhundert der Selbſtſucht, der Genußgier und der konventionellen Lüge. Die Menſchheit aber bedarf keiner Geldmänner, Staatsmänner, Zeitungsmänner, keiner Modedamen und Modekünſtler, — ſie will nur Männer, ganze, echte Männer, denen nichts Menſchliches fremd, alles Höchſtmenſchliche aber vertraut iſt.

* * *

Mir kam ein Büchlein jüngſt zu Händen, ſchlicht
Und ſchmal, doch barg's manch' flammendes Gedicht,
Barg die Verzweiflung einer Sängerbruſt
Am eignen Selbſt und ſeiner Sangesluſt.

Der Dichter wandelte vor achtzehn Jahren
Noch unter uns. Was er erlebt, erfahren
War ſchwer und trüb, — trüb wie des Mannes Blick,
Mit dem die Welt er ſchaute, deren Glück
Er nicht zu finden wußte oder wagte,
Bis ſein erhabner Geiſt verglomm, verzagte.
Den letzten fieberheißen Schmerzensruf,
Die letzte Klag', das letzte wilde Sehnen
Schloß er in's letzte Büchlein, das er ſchuf —:
Dort wurden Perlen ſeine letzten Thränen.
Heut' iſt nur Wen'gen noch das Werk bekannt,
Denn allzu ſchnell vergißt man ſolche Lieder,
Und nimmer kehrt der edle Sänger wieder,
Der „Aus dem Innerſten“ es zubenannt! —

Das Innerſte — — wo iſt es? Herz, Gemüth,
Verſtand und Geiſt — wer birgt es? Wo erblüht
Die Wunderblume, deren Lebensſaft
Das Mark uns füllt mit höchſten Strebens Kraft?
Nicht haften ihre Wurzeln im Gewiſſen,
Im kühlen Denken und Erwägen nicht,
Sie braucht zum Blühn kein Forſchen und kein Wiſſen,
Kein Recht und keine Pflicht!

Von höh'rer Art iſt dieſes Allertiefſte,
Dies unbezwinglich Innre unſrer Bruſt,
Das Furchtbarſte, Gewaltigſte, — Naivſte
Und Kindlichſte, — uns ſelber kaum bewußt;
Was uns „ureigen" iſt, liegt d'rin beſchloſſen,
Was unſer Ich von jedem andern trennt,
Daß, in der Weſen Ocean ergoſſen,
Ein jeder Tropfen ſich als Einheit kennt!

Gebiet'risch, herrisch klingt des Innern Ruf:
„Ich will, daß grade so Du lebst und handelst,
Gerade solchem Ziel entgegenwandelst,
Trotz Müh'n und Qualen, die das Leben schuf!“

Es hörte diesen Ruf der edle Dichter
Und sang durch's Leben sich in's Grab hinein,
Verfolgt vom Schwarm der Neider, Splitterrichter,
Des Alltagspöbels mit „erhobnem Stein“;
Und dennoch blieb er bis zur letzten Stunde
Der Mann, zu dem sein Innerstes ihn machte;
Was kümmert's ihn, ob wüst die Menge lachte!
Nicht reißen läßt aus tiefstem Herzensgrunde
Sich, was der Mund nur stammelnd offenbart —:
Das Ew'ge unsres Wesens, unsrer Art! —

Und was im Einzelnen vom Einzlen ſpricht,
In Volkes Bruſt giebt's Kunde von dem Ganzen,
Und ruhet nimmer, weicht und wanket nicht,
Steht wie ein Wächter hoch auf Wall und Schanzen,
Wenn draußen ſich der Feind zum Angriff ſchaart,
Und zeuget laut von ſeines Volkes Art! —
Ein unbezwinglich Inn'res, Freunde, giebt es, —
Ob Luſt, ob Leid ſein Ziel — was liegt daran!
Wir fühlen Eins nur: Nimmermehr ergiebt es
Im Kampfe ſich, — — weil es nicht ſterben kann! . . .

Separatabdruck aus der „Baltiſchen Monatsſchrift", 1895.
(October- und November-Heft).

A 51783